

März 3/2018

Aus dem Inhalt

Christiane Bongartz
Wir schlafen 65

Gunda Brüske
Liturgie und Ekklesiogenese 67

Norbert Wichard
Kirche in der digitalisierten Gesellschaft 73

Michael Lejeune/Christoph Stender
Apostolat in Sorge um das Kind 79

Elmar Trapp
erzählen.erinnern.geheilt. 86

Bernhard Sill
Ganz unten!? 88

Leserbrief 94

Rezensionen 95

Jens Ehebrecht-Zumsande: Generationsverbindende
Kommunionkatechese

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Christiane Bongartz, Fachstelle für Exerzitienarbeit im Bistum Aachen, Betrather Str. 22, 41061 Mönchengladbach | Dr. Gunda Brüske, Rue de la Gran Fontaine 34, CH 1700 Freiburg | Dr. Norbert Wichard, Bischöfliches Generalvikariat Aachen, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Michael Lejeune, Pontstraße 6, 52062 Aachen | Pfr. Christoph Stender, Michaelsbergstraße 6, 52066 Aachen | Elmar Trapp, Erzbistum Köln – Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Prof. Dr. Bernhard Sill, Kardinal-Schröffer-Straße 24, 85072 Eichstätt

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin | Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001, Fax (0221) 1642-7005, E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Christiane Bongartz

Wir schlafen

„Poesie wird scharf von Erkenntnis und bitter von Sehnsucht sein müssen, um an den Schlaf der Menschen rühren zu können. Wir schlafen ja, sind Schläfer, aus Furcht, uns und unsere Welt wahrnehmen zu müssen.“

(Ingeborg Bachmann)

Gestern kam ich in der Stadt, in deren Nähe ich lebe, an einer Straße vorbei, die mittendrin liegt und doch wie von einem anderen Stern zu sein scheint. Ein einziges Mal bin ich dort durchgegangen und war zutiefst erschrocken über die Mädchen in Unterwäsche, hinter jedem Fenster. Dann, vor acht Jahren, kam eine Frau neu in die Stadt, die kam extra wegen dieser Mädchen. In einer Tageszeitung hieß es, diese Frau und ihre Unterstützerinnen „kümmern sich rührend um die Frauen“. Wie süß. Vor acht Jahren, als sie kamen, zunächst in Gestalt einer einzigen Hauptamtlichen, die hier anfang, dachte ich noch, wieso? Was tun sie? Wie geht die Unterstützung von Frauen, die in der Prostitution tätig sind? Was werden sie tun? Heute weiß ich, dass sie allein durch ihr Dasein diese Mädchen und Frauen sichtbar machen. Ein paar Straßen weiter stellte ihnen das Bistum ein paar Räume zur Verfügung, und seitdem haben die Frauen und Mädchen eine Stimme. Die zum Beispiel zählte, als die Stadt darüber diskutierte, endlich diesen peinlichen und schäbigen Ort zu verschieben. Nicht etwa aufzulösen. Nein, an den Stadtrand, in ein Gewerbegebiet, zu verschieben. Da befragte SOLWODI die Frauen in einer Umfrage, und es stellte sich heraus, dass sie lieber in der Mitte der Stadt bleiben wollen. Aus verschiedenen Gründen, auch weil sie sich da sicherer fühlen als irgendwo auf einem ausgelagerten Gelände.

Als ich mich näher mit der Bewegung beschäftigt habe, deren geistliche Kraft uns hier in diesem Monat anstoßen und anrühren soll, wurde mir klar, welche scharfe Trennlinie vonnöten ist in einem Bereich, der mit „Sexualität“ völlig unterschiedliche Dinge bezeichnet. „Geschlechtliches Zusammensein sollte grundsätzlich nur völlig freiwillig aus wechselseitiger Zuneigung und Liebe geschehen“ (Prof. Dr. Elke Mack bei der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Dr. Lea Ackermann, Erfurt).

Dass würde hier ja wohl jeder unterschreiben. Nicht nur im fernen Hollywood zwingen Männer Frauen zum Sex, für Jobs, für Geld, für gar nichts, einfach so, weil sie es können. Das ist die Realität, in der wir leben. Hinzugucken – Inkarnation – tut richtig weh. Welcher Geist inkarniert sich hier, in einer Gesellschaft, in der es legal ist, dass Männer sich für eine Stunde oder weniger eine Frau kaufen können, um sie nackt nur für sich haben zu können?

Welcher Geist weht in einer solchen – in unserer deutschen – Gesellschaft?

SOLWODI entstand aus dem Gespräch mit Frauen. Mit Frauen, die zum Opfer wurden und Hilfe brauchten, die sie nirgendwo bekamen. Die sie gar nicht mehr erwarteten. 1982 gründete die Ordensfrau Dr. Lea Ackermann, ehemalige Bankangestellte aus Völklingen, in Kenia SOLWODI, Solidarity with Women in Distress (Solidarität mit Frauen in Not). Sie helfen Opfern von Zwangsheirat, Zwangsprostitution und Menschenhandel. Dieser Verein hilft mittlerweile tausenden Frauen weltweit, auch in Deutschland, das ein Mekka für Menschenhandel geworden ist, und wo viele, immer mehr, Frauen aus Nigeria und anderen Ländern landen, die unter falschen Versprechungen angeworben werden und in einem Netz aus scheinbarer Schuld, Drohungen und Sklaverei gefangen sind. SOLWODI besucht die Frauen, vermittelt ihnen medizinische und juristische Hilfe, lernt sie kennen, bietet ihnen Beratung und Ausstiegsmöglichkeiten.

SOLWODI gehört so zu den gesellschaftlichen Poetinnen, denn sie schaffen eine neue Welt, in der plötzlich ganz vieles anders ist. So wie in Aachen, wo zwar die ja so legale Prostitution (der Aachener Oberbürgermeister bezeichnete die von ihm unterstützte Verschiebung des Bezirks als wünschenswerten Befreiungsschlag für die Innenstadt) nicht aufgelöst werden kann, wo aber die Situation jeder einzelnen Frau sich entscheidend verändert hat. Wo eine Ungerechtigkeit sichtbar geworden ist. Wo eine Straße nicht mehr nur von Männern betreten wird, sondern auch von Frauen mit einem Bollerwagen, die Weihnachtsgeschenke bringen, jedes Jahr.

Meditation. Wir schließen von mir aus kurz die Augen. Atmen tief ein und aus. Spüren uns an diesem Tag, in diesem Hier und Jetzt. Aber wir schlafen nicht. Wir atmen ein und aus, für eine Welt, die es so noch nicht gibt. Für eine Welt, die besser ist. Wir machen die Augen auf.

Denn Poesie (und Spiritualität) beginnt mit und besteht aus: Realität plus. Plus: das, für das die Zeit noch nicht gekommen ist. Unterstützt von vielen anderen, die nicht schlafen, kämpfen die Mitglieder von SOLWODI für Emanzipation und die Freiheit von Denk- und Machtmustern von Männern, für eine Welt (und übrigens auch für eine Kirche), in der auch Frauen den Platz einnehmen können, der ihnen zusteht.

Hinweise zum Weiterlesen:

www.solwodi.de

Ingeborg Bachmann, Frankfurter Vorlesungen. Probleme zeitgenössischer Dichtung. München/Zürich 1982.

Liebe Leserinnen und Leser,

das viel bemühte Zitat von der Liturgie als angestrebtem Höhepunkt und (Kraft-)Quelle allen Tuns der Kirche (SC 10) stammt aus einer vergangenen Epoche. In Zeiten der Kirchenerneuerung und Kirchenentwicklung ist es neu zu lesen. Jetzt geht es darum, inwieweit aus der Liturgie selbst eine Kraft der Erneuerung und Kirchwerdung (Ekklesiogenese) erwachsen kann. Hierzu zeigt **Dr. Gunda Brüske**, Co-Leiterin des Liturgischen Instituts der deutschsprachigen Schweiz, konkrete Spuren auf.

Der zurzeit eine eigene Dynamik entwickelnden Digitalisierung wendet sich **Dr. Norbert Wichard** zu, Referent für den Fachbereich Kirche in der Gesellschaft im Generalvikariat Aachen. Er informiert über deren verschiedene Konzepte, benennt Chancen und sich ergebende sozioethische Fragestellungen und geht der Aufgabe der Kirche nach, sich vom Trend der Zeit nicht abhängen, aber auch nicht nur euphorisch mitreißen zu lassen.

Zurück in das Zeitalter der Industrialisierung führt die Gründung der Genossenschaft der Schwestern vom armen Kinde Jesus. Aus Anlass des 85jährigen Jubiläums haben sich **Michael Lejeune**, dem Mentorat der TH Aachen verbundener Wirtschaftsinformatik-Student und Fotograf, sowie der Aachener Priester **Pfr. Christoph Stender**, Geistlicher Rektor des ZdK, auf die Spuren der Gemeinschaft und ihrer Sorge um das „arme Kind“ in Indonesien gegeben.

Das zunehmende Phänomen der Demenz fordert auch Kirche besonders heraus, da alle auf das klare Bewusstsein setzenden Formen von Verkündigung und Feier versagen. **PR Elmar Trapp**, u. a. Regionalbeauftragter für Altenheimseelsorge im Stadtdekanat Köln, leuchtet aus der Erfahrung eines Bistumsprojektes „Mensch Demenz Kirche“ in dieses „weite Feld“ hinein.

Eine andere gesellschaftliche Erfahrung ist, dass es eigentlich keinen Raum für das Scheitern gibt – das doch so sehr Teil der Erfahrung der meisten Menschenleben ist. Mit diesem Thema setzt sich aus christlich-theologischer Perspektive **Prof. Dr. Bernhard Sill** auseinander, Ordinarius für Moraltheologie und Sozialethik an der Kath. Universität Eichstätt.

Gestärkt von der Hoffnung, dass das Scheitern in unserem Leben nie das letzte Wort haben wird, grüßt Sie herzlich

Ihr



Gunther Fleischer

Liturgie und Ekklesiogenese

Eine Suchbewegung

Brauchen wir eine neue liturgische Bewegung? Diese Frage wird hundert Jahre nach dem Erscheinen des Klassikers der liturgischen Bewegung, Guardinis kleiner Schrift „Vom Geist der Liturgie“, aus sehr unterschiedlichen theologischen Lagern positiv beantwortet.¹ Während die Website „New liturgical Movement/novus motus liturgicus“ darunter einer Rückkehr zur lateinischen Liturgie vor dem Zweiten Vatikanum versteht, situiert Christian Hennecke sie im Kontext lokaler Kirchenentwicklung. „Eine neue liturgische Bewegung hervorrufen“² heisst für ihn, auf liturgische Entwicklung und Bildung setzen mit Feiern, die den unterschiedlichen Lebenswirklichkeiten entsprechen und in grosser Tiefe gefeiert werden. Und es heisst, Feiern regelmässig zu evaluieren und Mitfeiernde in unterschiedlicher Weise an der Weiterentwicklung zu beteiligen. Das Spektrum von Sichtweisen der Liturgie und ihrer Zukunft lässt sich leicht erweitern. Pluralität macht vor den Kirchentüren nicht halt, sie bestimmt auch die Erwartungen an die Liturgie und diese selbst. Keine einfache Lage, aber die Guardinis vor 100 Jahren war es auch nicht, wenn er die Messe vor ausgesetztem Allerheiligsten feiern musste, während das Volk den Rosenkranz betete. Wo stehen wir heute? Welche Perspektive zeigt sich für die Zukunft der Liturgie, wenn wir Impulse Guardinis mit Elementen von Kirchenerneuerung verbinden? Auf diese Fragen gibt es viele mögliche Antworten – welche Chance, wenn wir in ein offenes Gespräch darüber kommen! Ich versuche, einige wenige Gesichtspunkte zu benennen im Wissen, dass die Lage komplexer ist, als hier dargestellt werden kann.

Gottesdienst in der Ich-Gesellschaft

Vergleicht man den statistischen Rückgang des sonntäglichen Gottesdienstbesuchs seit den 60er mit dem Wunsch der Liturgiekonstitution, „das christliche Leben unter den Gläubigen mehr und mehr zu vertiefen“ (SC Nr. 1), so wird man konstatieren müssen, dass der überwiegenden Mehrheit von Katholiken der sonntägliche Gottesdienst für ihr Leben kaum mehr relevant erscheint. Die Sonntagspflicht hat ihre normative Verbindlichkeit verloren: Wie verschiedene empirische Untersuchungen zeigen, ist die eigene Motivation entscheidend für das Mitfeiern – wunderbar, wenn jemand so in den Gottesdienst kommt! Doch leider entscheiden sich viele dagegen. Für andere kann „in die Kirche gehen“ heissen, sich bei einem Citytrip von der Atmosphäre des Kirchenraums erfassen zu lassen. Wahrscheinlich besuchen gesamthaft gesehen mehr Personen ausserhalb der Gottesdienstzeiten eine Kirche als zur Feier – hoffentlich verlassen viele sie ruhiger, zuversichtlicher, gelöster!

Die Möglichkeit, aber auch Notwendigkeit, selbst zu wählen, ist ein Merkmal spätmoderner Gesellschaften. Liturgie in der Ich-Gesellschaft bedeutet, dass jeder und jede unabhängig vom Milieu, Alter, Geschlecht wie im Alltag so auch beim Gottesdienst selbst entscheidet, zuerst einmal für oder gegen die Teilnahme. Eine negative Entscheidung muss nichts mit der Liturgie zu tun haben: Vielleicht möchte man einfach „nichts mit Kirche zu tun haben“. Der Reputationsverlust durch die Missbrauchsskandale und anderes wirkt sich an vielen Stellen aus, der Gottesdienst ist nur eine davon. Ein anderer von der Liturgie unabhängiger Grund besteht in der Wahlmöglichkeit zwischen zu vielen Optionen. Eine Entscheidung zu treffen, ist dann mühsam, wenn sich nicht einige wenige herauskristallisieren. Die Entscheidung wird sistiert, was für den Sonntagsgottesdienst oft genug ein Nein bedeutet. Oft wird die Entscheidung an Personen im

Nahbereich gekoppelt – Ich-Gesellschaft und Individualismus sind nicht deckungsgleich –, z. B. als Option für den Brunch mit Freunden. Die höhere Anzahl mit Mitfeiernden an Hochfesten und die stärkere Valenz von Kasualfeiern dürfte auch damit zusammenhängen, dass die familiäre Gemeinschaft hier noch (!) tragend wirkt.

Womit wir bei der Entscheidung für die Feier wären. Die Wahlmöglichkeiten sind zahlreich: welche Form (Eucharistiefeier, Frauenliturgie, Kindergottesdienst, Fernseh-gottesdienst ...), wie oft (regelmässig einmal im Jahr an Weihnachten oder doch öfter?), wo (Ortspfarrei, Stadtkirche, Kloster ...), mit wem (Partner, Enkelkind, Freunde, alleine ...). In die Entscheidung fließen eigene Vorlieben z.B. musikalischer Art ein und natürlich auch Erwartungen. Bei den Kasualien werden sie auch schon mal als Forderungen an den Liturgen herangetragen. Geschmacksfragen spielen hinein und die Persönlichkeit der Vorstehenden – so fragwürdig das unter theologischen Gesichtspunkten auch sein mag. Solange es Wahlmöglichkeiten gibt, und das wird aufgrund der gewachsenen Mobilität und der Digitalisierung trotz Priester-mangel so bleiben, besteht die Notwendigkeit von Entscheidung auch im liturgischen Leben. Und diese Entscheidungen werden nicht nur von Gläubigen getroffen, sondern auch von Liturgen, denn diese bestimmen auf vielfache Weise den Feierstil, z. B. durch die *ars celebrandi*, den Einbezug von liturgischen Diensten, die musikalischen Präferenzen und die Partizipationsmöglichkeiten der Mitfeiernden.

Eine besondere Herausforderung ist die Predigt. Unter den kirchlichen Dienstleistungen bewerteten Politiker und Studierende in einer Schweizer Umfrage die Erhaltung von Kirchengebäuden am höchsten, ähnlich positiv besetzt waren Gottesdienste an Hochfesten oder bei biografi-schen Feiern wie Taufe, Beerdigung etc., während Predigt und Sonntagsgottesdienst weit darunter lagen.³ Die Erwartungen an Predigten sind hoch und dementsprechend

leicht zu enttäuschen, was auch vor Erik Flügges Bestseller „Der Jargon der Betroffenheit“ bekannt war. Da die Predigt mit der nachkonziliaren Erneuerung ihren Ort definitiv im Gottesdienst hat, dürften sich schlechte Werte bei der Predigt auch auf den Gottesdienst als Ganzen auswirken. Hier und dort wird diskutiert, ob die Namen der Predigenden bzw. Vorstehenden (sofern es mehrere gibt), vorher publiziert werden sollen. Es könnte ja sein, dass Gläubige beeinflusst davon eine andere Wahl treffen würden – ein weiteres Beispiel für Liturgie in der Ich-Gesellschaft.

Die Reaktionen auf Pluralität im liturgischen Bereich sind unterschiedlich: Einfordern von Regeln und Normen, Fatalismus, Pflege des „Eigentlichen“ mit negativer Abgrenzung von anderen Stilen oder Feierformen, Optionen für Vielfalt, sei es mit einer Ausrichtung auf die Eucharistie als Zentrum, um das viele andere, auch neue, alternative Feierformen liegen, sei es mit einer ungewollten Infragestellung der Eucharistie und der Sakramente aufgrund mangelnder personeller Ressourcen. Guardini optierte für Hochamt und Kreuzweg. Christian Hennecke hebt den Charakter der Eucharistie als Sakrament der Einheit hervor und spricht sich zugleich für eine Vielfalt von Feiern aus. Ging es vor hundert Jahren darum, eine anspruchsvolle Situation in eine Chance zu verwandeln, so ist das unter heutigen Bedingungen nicht anders. Welche Unterstützung bietet uns Guardini?

Ekklesiogenese oder: das Erwachen der Kirche in den Seelen

Zunächst etwas ganz Einfaches: Als Guardini „Vom Geist der Liturgie“ schrieb, hat er ganz sicher nicht daran gedacht, dass einmal ein „Jahrhundertbuch“ daraus werden würde. Die Liturgische Bewegung stand noch am Anfang und keiner ihrer Protagonisten wusste, dass die eigenen Bemühungen einmal in ein die ganze Kirche erfassendes Konzil münden würden. Fatalistische,

nostalgische oder melancholische Gedanken dürfen losgelassen werden, auch kleine Schritte führen auf einen Weg, wie die Wirkungsgeschichte dieses Büchlein zeigt.

Das zweite Hilfsangebot ist theologischer und zeitdiagnostischer Art: Für Guardini war die liturgische Bewegung Teil der kirchlichen Bewegung, die sich freilich eher als Stern am Himmel zeigte denn als statistisch greifbare Grösse. Zielperspektive war für ihn die Erneuerung des Gemeindebewusstseins. Sein Mission Statement lautet: „Die Kirche erwacht in den Seelen.“⁴ Und das passierte zuerst lokal und in bestimmten Gruppen, dem Akademikerverbund, Teilen der katholischen Jugendbewegung, unter liturgisch Bewegten, die dann Neues in Pfarreien und Ordensgemeinschaften hineintrugen – keineswegs flächendeckend und oft genug gegen Widerstände. Und doch zeigte es mittel- und langfristig Wirkung.

Wenn Liturgie „Gottesdienst der Kirche“ (J. A. Jungmann, ähnlich Guardini) ist, besteht notwendigerweise ein Wechselverhältnis zwischen liturgischer und kirchlicher Bewegung bzw. Erneuerung. Es wäre also zu kurz gegriffen, wenn Problemzuweisungen oder Lösungsansätze in der gegenwärtigen Situation *ausschliesslich* auf die Liturgie bezogen würden z.B. als Forderung nach mehr liturgischer Bildung, höherer Feierkultur, Ausweitung neuer, alternativer Gottesdienste. Eine Umsetzung dieser Forderungen würde zweifellos für viele Mitfeierende und Liturgen zu einer intensiveren Praxis und zu einer Vertiefung christlichen Lebens führen. Deshalb ist unbedingt mit grossem Engagement daran zu arbeiten! Ob das allein aber für einen Turnaround reicht? Wem Gottesdienste abgesehen von Heiligabend und dem Begräbnis von Freunden und Verwandten mehr oder wenig gleichgültig sind, der bemerkt eine höhere Feierkultur womöglich gar nicht, liturgische Bildung interessiert ihn nicht und der alternative Gottesdienst müsste sehr genau auf seine Befindlichkeit zugeschnitten sein und dann auch noch so beworben werden, dass er als Alternative

zu anderen Freizeitangeboten wahrnehmbar wird. Im Hinblick auf den Zusammenhang von Kirche und Liturgie erscheint es mir deshalb lohnend, zu fragen, welches Potential Kernfaktoren von kirchlicher Erneuerung der letzten Jahre und Jahrzehnte als Rahmenbedingungen für die Liturgie haben.

Das Spektrum kirchlicher Erneuerung ist international und ökumenisch gesehen breit.⁵ Vieles davon steht hinter dem Nachsynodalen Schreiben „Evangelii gaudium“ (2013) von Papst Franziskus und dem Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral „Gemeinsam Kirche sein“ (2015). Da sind z. B. die Kleinen Christlichen Gemeinschaften (KCG) in Afrika, Asien und Lateinamerika, neue geistliche Gemeinschaften wie die Fokolare, Emmanuel u.a., die von England ausgehenden Alphakurse und die Fresh Expressions of Church, die Erneuerung durch den Katechument (RCIA) in Nordamerika, die Weltjugendtage und Jugendtreffen von Taizé oder die Diözesen Poitier und beginnend auch einige deutsche und österreichische Diözesen. Bei allen Unterschieden gibt es wiederkehrende Merkmale: Intendiert ist ein geistlicher Aufbruch – nicht nur eine Strukturmassnahme – oft mit einem missionalen Fokus, der Menschen im Nahraum anspricht, als Dienst am Reich Gottes diakonisches oder politisches Handeln impliziert, Partizipation stark fördert und sich oft aus einer biblischen Spiritualität speist. Dabei geht es nicht um „Bestandserhaltung“ der Kirche, sondern eher um Gottes-Dienst an der Welt.

Ich greife nur zwei Punkte heraus, Bibel und Partizipation, und füge einige wenige Hinweise auf die diakonale Seite hinzu. Damit wird die Liturgie einmal mehr in den Rahmen gestellt, den die Liturgiekonstitution geschaffen hat durch die tiefe Wertschätzung der Heiligen Schrift (vgl. SC 24, 35, 51), den Hinweis auf die Lebenspraxis (vgl. SC Nr. 9) und Partizipation (vgl. SC Nr. 14). Unmittelbar bevor die Liturgiekonstitution von der Liturgie als Höhepunkt und Quelle kirchlichen Lebens spricht (SC Nr.

10), verweist sie auf den Zusammenhang von Leiturgia, Martyria und Diakonia: „Ehe die Menschen zur Liturgie hintreten können, müssen sie zu Glauben und Bekehrung gerufen werden. ... Denen aber, die schon glauben, muss sie immer wieder Glauben und Buße verkünden und sie überdies für die Sakramente bereiten. Sie muss sie lehren, alles zu halten, was immer Christus gelehrt hat, und sie ermuntern zu allen Werken der Liebe ...“ (SC Nr. 9) Die Liturgie wird damit in einen missionalen Zusammenhang gestellt, zu dem Verkündigung und das Lebenszeugnis der Getauften gehören. Die Aufbruchsbewegungen der letzten Jahre und Jahrzehnte könnten dazu beitragen, diese Impulse des Konzils neu mit Leben zu füllen.

„Der Mensch nimmt das Wort erst dann voll auf, wenn er es hört.“⁶

Darum geht es beim Bibelteilen wie in der liturgischen Wortverkündigung. Zwischen dem von Oswald Hirmer entwickelten Bibelteilen⁷ und der Liturgie gibt es nämlich bemerkenswerte Parallelen: Eine Gruppe, die sich zum Bibelteilen versammelt hat, steht in der Gegenwart Christi – nicht anders die liturgische Versammlung (vgl. SC Nr. 7). Die ganze Gruppe partizipiert an den sieben Schritten – zum Wesen der Liturgie gehört die aktive Teilnahme (vgl. SC Nr. 14). Im 2. Schritt des Bibelteilens wird das Wort gelesen und gehört – das gehört zu jedem Gottesdienst. Der 3. Schritt ist ein meditierendes Verweilen beim Wort – liturgisch wohl am intensivsten vollzogen in der Tagzeitenliturgie. Darauf folgt 5. das Schweigen – auch das ist Teil der Liturgie (vgl. SC Nr. 30). Besonders wichtig ist der 6. Schritt: das gemeinsame Handeln der Gruppe, das aus dem Hören des Wortes folgt – liturgisch beginnt nach Segen und Sendung der Gottesdienst des Lebens. Je neu entsteht und vertieft sich kirchliche *Communio* im Bibelteilen und in der Liturgie.

Durch das mit dem 6. Schritt initiierte diakonische oder politische Handeln, erfolgt

die Wendung nach aussen, zu den Menschen, zur Welt: die missionale Dynamik beginnt als solidarische Praxis. So wird es jedenfalls aus Afrika, Asien und Lateinamerika berichtet. Im deutschen Sprachgebiet hat das Bibelteilen nicht dieselbe Kraft entfaltet;⁸ auch die lebenspraktischen Konsequenzen von Gottesdiensten werden in Frage gestellt. Liegt das nur an den unterschiedlichen soziologischen Bedingungen auf der Nord- und Südhalbkugel? Oder hat es auch etwas mit dem Schweigen und dem Verweilen beim Wort beim Bibelteilen und in der Liturgie zu tun? An dieser Stelle möchte ich kurz Guardini ins Spiel bringen mit einer Anregung, die kaum rezipiert wurde: „Wenn mich aber jemand fragte, womit liturgisches Leben anfangen würde ich antworten: daß man die Stille lernt. Ohne sie bleibt alles unernst oder doch vergeblich.“⁹ Die Stille führt in die Sammlung, sie bildet eine Voraussetzung für das Hören des Wortes, von dem er sagt: „Das Wort ist gebaut wie das Sakrament, geistig-leiblich; bestimmt, vom lebendigen Menschen aufgenommen zu werden, ihn zu nähren und als Macht in ihm zu wirken.“¹⁰ Das gesammelte Schweigen ist damit nicht nur eine Voraussetzung für das Hören, sondern auch für das Wirksamwerden des Wortes.

Ähnlich wie es später die Dokumente des Zweiten Vatikanum tun werden, spricht Guardini dem Wort Gottes in der liturgischen Verkündigung eine starke Kraft zu. Dieses Potential ist im deutschen Sprachgebiet noch nicht ausgeschöpft, worauf einige Symptome hindeuten: Nicht überall sind drei Lesungen Standard, Lektoren und Mitfeiernde stolpern über die Akklamation „Wort des lebendigen Gottes“, Wort-Gottes-Feiern werden abgewertet oder sogar abgelehnt, von einem Aufbau von Kirche durch das Wort Gottes¹¹ ist schon im kerngemeindlichen Bereich wenig zu spüren. Es sieht so aus, als hätten Katholiken auch fünfzig Jahre nach dem Zweiten Vatikanum wenig Interesse an der Bibel, und zwar schon die Hochmotivierten, bei Distanzierten dürfte das noch stärker der Fall sein.

Wenn der Glaube vom Hören kommt (Röm 10,17), wenn Kirche aus der Verkündigung der Apostel entsteht (z.B. Apg 2), wenn die Martyria der Liturgia vorausgeht (s.o.), dann – so ist zu vermuten – wird sich eine geringe Verwurzelung im Wort der Schrift sowohl auf die Ausstrahlung und Erneuerung der Kirche wie auf die aktive Feier der Liturgie auswirken. Die katholische Liturgie ist durch und durch biblisch geprägt: Lesungen, Grundgebete wie Vaterunser und Magnifikat, Akklamationen (Amen, Halleluja ...), sakramentale Formeln, Zitate und Anspielungen in Liedern, der Festzyklus und vieles mehr. Eine normale Sonntagsliturgie – Eucharistie- oder Wort-Gottes-Feier – ist ohne Kenntnis der biblischen Substrukturen nicht einfach zu verstehen, was sich auf die Möglichkeit bewusster und voller Teilnahme auswirken wird. Das dürfte einer von vielen Gründen für den nachlassenden Sonntagsbesuch sein. Wohl noch tiefer geht die Verunsicherung im Gottesbild: Ein personales Gottesbild kann weder bei allen Mitfeiernden und schon gar nicht bei Distanzierten vorausgesetzt werden. Es ist jedoch die Grundlage aller christlichen Gottesdienste. Immer wieder ist von Gott, vom Vater, Jesus Christus, vom Heiligen Geist die Rede. Personales göttliches Handeln in Wort, Sakrament, Segen u.a. wird durchgehend angenommen. Das gilt auch für alternative oder niederschwellige Feiern wie z.B. Segensfeiern am Valentinstag. Ohne die Entdeckung des personalen göttlichen Antlitzes können alternative Gottesdienste Menschen nicht ins Zentrum christlichen Glaubens führen, aber, so hoffe ich, sie werden einen Weg bahnen.¹² Die Bibel als die Ur-Kunde von diesem Gott ist eine entscheidende Station auf diesem Weg. Deshalb ist es keine Überraschung, dass die Bibel in einigen kirchlichen Aufbruchsbewegungen eine zentrale Rolle spielt. Eine neue liturgische Bewegung mit ekklesiogenetischem Potential braucht deshalb eine stark biblische Verwurzelung.

Das ist eine mittel- bis langfristige Perspektive. Derzeit ist die Einführung der neu-

en Lektionare zum 1. Advent 2018 die Chance, die es in den nächsten Jahren zu nutzen gilt: Wie kann das Wort der Schrift stärker als Kraftquelle für den Gottesdienst des Lebens wirksam werden? Wie wird das kirchliche Gemeinschaft aufbauende Potential des Wortes genutzt? Wie wird erfahrbar, dass Gott selbst bzw. Jesus Christus als Person heute durch dieses Wort spricht? Was ist am Wort der Schrift so elektrisierend, dass Christen anderen einfach davon erzählen müssen (nicht zuletzt die Predigenden)? Wie kann der anspruchsvolle Schritt in den Gottesdienst des Lebens analog zum Bibelteilen auch hier in der Gemeinschaft einer Gruppe vollzogen werden, damit das gehörte Wort in solidarische Praxis mündet? Es wird gemeinschaftliche Anstrengungen brauchen, damit das gelingt.

„Die Getauften und ihre Charismen sind der eigentliche Reichtum der Kirche.“¹³

Schon der Titel des Worts der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral ist programmatisch: „Gemeinsam Kirche sein“. Das Schreiben betont die in der Taufe begründete allen gemeinsame Würde, und zwar so, dass es einem Konkurrenzverhältnis mit gegenseitigen Abwertungen oder gar machtförmigen Beziehungen zwischen Amtsträgern und Gläubigen eine Absage erteilt. Die deutschen Bischöfe anerkennen den Wunsch von Gläubigen, das Leben der Kirche mitzugestalten, mit zu entscheiden und somit auch (Leistungs-)Verantwortung zu übernehmen. Das berührt sich mit ekklesiologischen Aussagen Guardinis: „Katholische Gemeinschaft ... setzt von Beginn an die frei in sich stehende Persönlichkeit voraus und fordert sie.“ „Das gleiche Reich Gottes lebt in der Kirche und in der katholischen Persönlichkeit. Ihrer beider Stand entspricht sich, wie der Wasserspiegel in verbundenen Röhren.“¹⁴ Die Ausrichtung auf das Kommen des Reiches Gottes verbindet sich in einigen Aufbruchsbewegungen mit der Frage nach Partizipation in der Kirche. Dabei geht es

nicht um einen antihierarchischen Affekt. Auch das Schreiben der Deutschen Bischöfe bestimmt die Möglichkeit von Partizipation, Vernetzung und gemeinschaftlicher Leitung innerhalb der sakramentalen Struktur der Kirche. Die konkrete Ausgestaltung wird einem Austausch über eine „Kirche im Werden“ (Reinhard Kard. Marx)¹⁵ empfohlen. Gelingt das, so könnte es allmählich die kirchliche Kommunikation *ad intra* und *ad extra* verändern, langfristig wohl auch das Image der katholischen Kirche, was schliesslich auch auf die Wahrnehmung von Gottesdiensten Einfluss haben dürfte.

Wenn liturgische und kirchliche Erneuerung zusammengehen, stellt sich die Frage, was ein solcher Prozess mit mehr Partizipation seitens der Getauften, der christlichen Persönlichkeiten, und stärkerer (Leistungs-) Verantwortung im Hinblick auf die Liturgie bedeuten könnte. Die Frage ist im Konjunktiv formuliert, denn es ist nicht völlig klar, inwieweit die Aussagen über Partizipation auch für die Liturgie gelten sollen. Es geht ja um etwas anderes als die vertraute Rede von der *participatio actiosa*, es geht um etwas Neues, das erst im Entstehen ist. Was bedeutet es für die Liturgie, wenn es heisst: *„Die Menschen möchten immer weniger für vorgegebene Aufgabenfelder angeworben werden, sie wollen umgekehrt ihre persönlichen Gaben entdecken, einbringen und entfalten. Durch ein solches Umdenken von einer Bedarfs- auf eine Ressourcenorientierung können ganz neue Ausdrucksgestalten kirchlichen Lebens entstehen. Weil sie aus den Gaben des Heiligen Geistes kommen, der in den Gläubigen wirkt, sind auch vielfach unvorhersehbare Überraschungen durch sie möglich.“*¹⁶? Vorgegebene liturgische Aufgabenfelder sind z.B. die liturgischen Dienste. Sie werden in der Regel bedarfsorientiert vergeben. Der Grad an Eigen- oder Leitungsverantwortung ist eher gering. Zuweilen dürfen Lektoren wählen, ob sie die erste oder zweite Lesung der Eucharistiefeier vortragen, aber was würde passieren, wenn sie überraschend und vom Geist getragen auf einmal eine ganz andere Lesung oder eine andere Übersetzung

wählen? Wenn sich die Echtheit dieses Charismas darin zeigen würde, weil es dienenden, gütigen und aufbauenden Charakter hat und „die Kirche als Gemeinschaft von vielen und Verschiedenen sich je neu *sammeln* kann“,¹⁷ wie wird der Handlungsspielraum innerhalb des liturgisch vorgegebenen dann neu abgesteckt? Oder wäre vor allem an alternative, neu aus den Ressourcen von Gläubigen entstehende Gottesdienstformen wie z.B. das „Zeitfenster“ in Aachen¹⁸ zu denken?

Offensichtlich geht es nicht nur darum, sondern auch um die Verantwortung aller für die sonntägliche Eucharistie: „Alle sind eingeladen, aktiv daran mitzuwirken, dass in der Eucharistiefeier die Gegenwart des Herrn mehr erfahrbar wird und in die Welt ausstrahlt.“ Es wird empfohlen, „die konkrete Gestaltung der Eucharistiefeier [zu] überprüfen und [zu] erneuern“.¹⁹ Hier könnte die von Christian Hennecke ins Spiel gebrachte Möglichkeit regelmässiger Evaluation von Gottesdiensten hilfreich sein. Damit das gelingt, müsste die Evaluation und die Erneuerung der konkreten Gestaltung in einen geistlichen Prozess eingebettet sein, was sich durch den Fokus auf die Gegenwart Christi ohnehin nahelegt. Das könnte durch eine Liturgiegruppe geschehen, in der Hauptamtliche, liturgische Dienste und Mitfeiernde vom Geist geführt auf Augenhöhe zusammenarbeiten. Die Ausstrahlung in die Welt entspricht der Mitwirkung am kommenden Reich Gottes. Gemeinsame Verantwortung könnte z.B. heissen, dass Mitfeiernde gemeinsam mit Menschen ausserhalb des kerngemeindlichen Bereichs und mit Menschen in Notlagen nach einer Besserung für die zuletzt Genannten suchen. Eucharistisch leben hiesse, dort zu sein, wo Leben gebrochen ist und das gemeinschaftlich zu (er)tragen. Die Liturgie würde sich damit in die missionale Dynamik einordnen, die Papst Franziskus fordert und lebt. Sie wäre ein Beitrag zu einer „Spiritualität der Gastfreundschaft, durch die der Glaube überzeugend angeboten und vorgelebt würde.“²⁰ Die Spiritualität der Liturgie und ihre ekklesiogene Kraft könnten dann wohl neu und anders wirken als schon bisher.

Anmerkungen:

- ¹ Aus Anlass dieses Jubiläums und des 50. Todestags Guardinis am 1.10.2018 fließen in diesen Beitrag einige Impulse aus seinen noch immer nicht ausgeschöpften Schriften ein.
- ² So die Überschrift im Schlussabschnitt von C. Hennecke, Kirche steht Kopf. Unterwegs zur nächsten Reformation. Münster 2016, 221.
- ³ Vgl. G. Brüske, Gottesdienst in der Ich-Gesellschaft. Soziologische Standortbestimmung zur katholischen Liturgie, in: Herder Korrespondenz 71 (2017) 45-48. Ähnliche Ergebnisse liefen Untersuchungen aus Deutschland und Österreich.
- ⁴ R. Guardini, Vom Sinn der Kirche. Fünf Vorträge. Mainz 1922, 1.
- ⁵ Vgl. die Modelle und Erfahrungsberichte in: V. Dessoy, G. Lames (Hgg.), Kirchenentwicklung. Ansätze - Konzepte - Praxis - Perspektiven. Trier 2015.
- ⁶ Guardini, Besinnung vor der Feier der Heiligen Messe. 1. Teil. Mainz 1939, 109.
- ⁷ Vgl. O. Hirmer, G. Steins, Gemeinschaft im Wort. Werkbuch zum Bibel-Teilen. München 1999.
- ⁸ Vgl. J. Könemann, ASIIPA: Eine neue Antwort auf eine veränderte Situation? Download: http://asiipa.ch/documents/06-09_Koenemann.doc [Zugriff 15.1.2018].
- ⁹ Guardini, Besinnung vor der Feier 22. Einer der stärksten Impulse, die von Taizé ausgehen, dürfte die Einübung in die Stille sein. Sie könnte ein Geschenk sein für Menschen, die ohne Ende sinnlichen Reizen und neuen beruflichen Anforderungen ausgesetzt sind.
- ¹⁰ Guardini, Besinnung vor der Feier 32.
- ¹¹ Vgl. Pastorale Einführung in das Messlektionar Nr. 7.
- ¹² Vgl. G. Brüske, Offene Türen: Feiern mit Menschen auf der Suche nach Gott. Eine Arbeitshilfe zu niederschweligen Gottesdiensten. Hg. von den liturgischen Instituten der deutschsprachigen Schweiz, Deutschlands und Österreichs. Freiburg i. Ue. 2010.
- ¹³ „Gemeinsam Kirche sein«. Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral. Hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2015, 19 (Die deutschen Bischöfe 100).
- ¹⁴ R. Guardini, Vom Sinn der Kirche, 26 und 30.
- ¹⁵ Gemeinsam Kirche sein, 7.
- ¹⁶ Gemeinsam Kirche sein, 19.
- ¹⁷ Gemeinsam Kirche sein, 22 (vgl. auch 21).
- ¹⁸ Siehe dazu: www.zeitfenster-aachen.de.
- ¹⁹ Beide Zitate: Gemeinsam Kirche sein 24. Im Folgenden geht es dann allerdings hauptsächlich um Eucharistiefeiern in pastoralen Grossräumen.
- ²⁰ Gemeinsam Kirche sein, 52.

Norbert Wichard

Kirche in der digitalisierten Gesellschaft

1. Digitalisierung: ein Querschnittsthema

Die Arbeits- und Lebenswelten sind in der digitalisierten Gesellschaft im raschen Wandel. Im Bundestagswahlkampf 2017 waren die *Digitalisierung der Gesellschaft* und *Arbeit 4.0* zwar zentrale Stichworte, all das wurde aber nicht sehr grundsätzlich diskutiert. Andere Themen waren medial und emotional präsenter. Martin Schulz hat im Rückblick auf den Wahlkampf kritisch festgestellt, „dass manche die Gestaltungsaufgabe bei der Digitalisierung primär im Bereitstellen von Infrastruktur sehen“.¹

Es gibt eine seltsame Spannung zwischen der allgemeinen, aber oft unspezifischen Zustimmung, dass zwar die Digitalisierung die Gesellschaft signifikant transformiere, und der Schwierigkeit, diese neuen Prozesse in ihrer Relevanz zu erkennen. Zu ungleichzeitig und manchmal schleichend sind die Veränderungen: Ein mittelständischer Unternehmer ist vielleicht schon dabei, seine Produktion und Arbeitsplätze neu zu gestalten. Für viele Kunden ist der Einkauf ohne Internet und mit der dahinterstehenden datenbasierten Transportlogistik gar nicht mehr denkbar. Manch anderer sieht in seinem aktuellen Lebensstil keine direkten Veränderungen, zumindest wenn er sein Smartphone zur Seite legt. Die Wahrnehmungen sind sehr unterschiedlich.

Gleichwohl tut sich sehr viel: Es entstehen nicht nur neue Prozesse in der Indust-

rie, vielmehr verschmelzen auch die Übergänge traditioneller Bereiche. Dies kommt gebündelt in Konzepten wie *Internet der Dinge*, *Smart Factory*, *Künstlich Intelligenz* oder *Arbeit 4.0* zum Ausdruck.

Wer vom *Internet der Dinge* spricht, meint die Interaktion der realen Welt mit dem Netz der Daten: Der heimische Kühlschrank meldet ins Netz: „Keine frische Milch mehr vorhanden“. Der vernetzte Händler wird dann eine entsprechende Lieferung zusammenstellen. Die Gegenstände des Alltags kommunizieren über Vernetzungsstrukturen miteinander, ganz automatisch. Kontinuierlich ändern sich in der digitalisierten Gesellschaft auf diese Weise die Lebensstile.

Smart Factory, also die intelligente Fabrik, ist ein zentrales Element der digitalisierten Wirtschaft: „Nach Dampfmaschine, Fließband, Elektronik und IT bestimmen nun intelligente Fabriken (sogenannte *Smart Factories*) die vierte industrielle Revolution.“² In Echtzeit tauschen die Stationen einer Produktionskette Daten miteinander aus; trotz individueller Produkte auf Kundenwunsch kann so automatisiert, zeitnah und effizient die industrielle Herstellung realisiert werden; dies ist auch ein zentrales Anliegen von Bundesregierung und Wirtschaft, die seit 2011 den Begriff *Industrie 4.0* prägen und die deutsche Wirtschaft fit machen möchten für eine globale digitalisierte Industrie.

Die Fortschritte der Forschung zur *Künstlichen Intelligenz* (KI) bilden ein wichtiges Rückgrat der neuen Industrie- und Dienstleistungsangebote. Zahlreiche Aufgaben, die zuvor Menschen erledigt haben, können nun Algorithmen bzw. Maschinen schneller und preiswerter lösen (z. B. in der Fehlererkennung bei technischen Störungen).

Der Ausdruck *Arbeit 4.0* schließlich bündelt die Konsequenzen der skizzierten Entwicklungen für die Arbeitswelt. Arbeitsplätze verändern sich rasant, Berufe

entstehen, manche verschwinden, lebenslanges Lernen wird wichtiger. Für viele Menschen eröffnen sich neue Chancen, bei vielen gibt es aber auch große Ängste. Die Prognosen, welche Auswirkungen dies auf die Arbeitsplatzzahlen in Deutschland hat, sind sehr unterschiedlich. Zukünftig scheint in Deutschland vor allem mit einer großen Umverteilung von Arbeitsplätzen zu rechnen zu sein.³

Darüber hinaus wird erkennbar, dass sich mit der Digitalisierung unsere Kulturtechniken ebenfalls tiefgreifend verändern. Die neuen, digitalen Informations- und Kommunikationstechniken sind nicht allein Werkzeuge für den Austausch miteinander. Sie verändern unsere Sicht auf die Welt, auf uns selbst und erzeugen eigene Wirklichkeiten, wie der Philosoph Luciano Floridi herausarbeitet.⁴

Es braucht eine umfassende Diskussion über das Themenfeld, nicht nur über Teilgebiete aus partiellem Interesse. Die großen Parteien in Deutschland wissen selbstverständlich um den Umbruch, auch wenn die genauen Veränderungen noch nicht absehbar sind. Digitalisierung wird auf politischer Ebene inzwischen als ein Querschnittsthema wahrgenommen, das viele Politikfelder berührt: Arbeit, Umwelttechnik, Gesundheit, Handel, öffentliche Verwaltung etc. In der Tat lassen sich die Digitalisierung der Gesellschaft und ihre vielfältigen Folgen nicht einfach überschauen; sie sind an vielen Stellen zu identifizieren. Davon zeugt auch das Dokument, das bei den (allerdings gescheiterten) Sondierungsgesprächen zwischen CDU/CSU, FDP und Bündnis 90/Die Grünen Ende 2017 entstanden ist. Dort wird dem digitalen Wandel ein eigenes Kapitel gewidmet; und die Digitalisierung wird auch in fachspezifischen Politikfeldern wie Bildung aufgegriffen.

Im Folgenden soll das Querschnittsthema Digitalisierung aus zwei Blickrichtungen skizziert und sortiert werden. Es geht dabei

darum, deutlich zu machen, dass die Kirche kritisch und doch offen sich die Themen und Handlungsfelder der Digitalisierung aneignen kann. Für die Kirche stellt sich die Frage, inwieweit sie an der Gestaltung des Wandels aktiv partizipieren kann und will.

2. Kirche als konstruktiv-kritische Stimme

Die Kirche verfügt durch die Tradition der katholischen Soziallehre über eine hohe Expertise, die gesellschaftliche Debatte aus Sicht einer christlichen, sozialetischen Perspektive kritisch zu begleiten und auf diese Weise zu prägen. 2015 hat Kardinal Reinhard Marx in diesem Sinn in einem Vortrag das christliche Menschenbild als Maßstab auch für die digitalisierte Gesellschaft betont. Es bestehe die Gefahr, dass der einzelne Mensch im Zeitalter des digitalen Wandels in seiner vollen personalen Dimension in Frage gestellt würde. Schließlich sei der Mensch nicht nur als „Nutzer“ neuer Kulturtechniken, sondern insgesamt in seiner Individualität und Bezogenheit auf die Gemeinschaft zu würdigen.⁵

Der Zusammenhalt der Gesellschaft muss solidarisch organisiert sein, nicht durch eine vordergründige Vernetzung im Digitalen. Dabei gilt, dass ökonomisches Handeln am Ende dem Menschen dienen muss. Der sozialetische Debattenbeitrag der Kirche lässt sich etwa im Kontext der veränderten Arbeitswelt zeigen: Zum Testfall beim digitalen Transformationsprozess wird die Art und Weise des Umgangs mit den Menschen, die eher am Rande stehen, die weniger teilhaben an den Chancen von Veränderungen und die von den Risiken des Zurückbleibens getroffen werden.⁶ Es mag zwar sein, dass neue Arbeitsplätze entstehen, die vielleicht sogar zahlenmäßig die weggefallenen ausgleichen könnten. Für die konkrete Person, die ihren Arbeitsplatz verliert, dort vielleicht 20 bis 30 Jahre gearbeitet hat und nun nicht die Kraft besitzt und der auch nicht die realistische Möglichkeit geboten

wird, einen beruflichen Neuanfang zu finden, wendet sich der Wandel leicht in eine persönliche Katastrophe.

Die „Globalisierung der Gleichgültigkeit“ (EG 54), von der Papst Franziskus wiederholt gesprochen hat, darf auch nicht in der digitalisierten Gesellschaft stillschweigend hingenommen werden. Das bedeutet im Gegenzug nicht, dass man gegenüber den Errungenschaften der Zeit grundsätzlich skeptisch sein müsste (vgl. LS 102). Ein „technokratisches Paradigma“ (LS 106ff.) führt jedoch ins Abseits, und würdevolles Leben und Arbeiten stehen dann unter Druck.⁷

Um eines der Problemfelder zu konkretisieren: Es ist zu befürchten, dass der Dienstleistungssektor immer mehr prekäre Beschäftigungsverhältnisse hervorbringt. Dies gilt besonders für personenbezogene Dienstleistungen. Dazu gehören spezifisch neue Formen der Arbeit wie Crowdfunding. Über digitale Plattformen werden Dienstleistungen aller Art angeboten und abgerufen; die Gefahr ist jedoch, dass reguläre Arbeitsplätze verloren gehen und die Honorare für die Netzarbeiter sehr niedrig sind und keine sozialen Absicherungen bestehen.⁸

Probleme gibt es aber auch in klassischen Berufen: Können in der digitalisierten Industrie durch eine Steigerung der Produktivität die Kosten gesenkt und ggf. die Arbeitsbedingungen verbessert werden, sind die Möglichkeiten dafür etwa in Pflegeberufen nur begrenzt. Der Kostendruck wird auf die Bezahlung der Arbeitnehmer und die Arbeitsbedingungen (Zeitdruck) gelenkt: Schließlich lässt sich die arbeitende Personenzahl in diesem Feld nicht bedingungslos reduzieren, weil eine menschenwürdige Behandlung der Klienten stärker wirken sollte als der ökonomische Wille zur Rationalisierung. Am Ende können die Arbeitnehmer in sozialen Berufen nicht angemessen an der allgemeinen Produktivitäts- und Lohnsteigerung partizipieren. Diese

wichtigen Berufe könnten an Attraktivität und Qualität verlieren.⁹ Hier ist der politische und gesellschaftliche Wille nötig, gegenzusteuern und diesen Sektor finanziell zu stärken und besser auszustatten.

Im Pflegesektor wird im Zeitalter der Digitalisierung aber nicht nur die Frage der Arbeitsbedingungen ethisch virulent. Pflegeroboter können die körperlich schwere Arbeit erleichtern, können durch Rationalisierung ggf. auch helfen, den Kostendruck zu senken – doch die auf Unterstützung angewiesenen Menschen müssen als Mensch im Mittelpunkt bleiben. Dafür scheint die „humane Qualität“¹⁰ der Arbeit in den Sozialberufen nicht substituierbar. Ansprache und Gegenwart eines Menschen lässt sich nicht vollständig durch Maschinen ersetzen, ohne dass der Gesprächspartner oder Klient in seiner Würde als Mensch in Frage gestellt wird.

Christen sind aus sozialetischer Sicht also aufgefordert, sich an die Seite derer zu stellen, die im Dienstleistungssektor arbeiten und unter zu niedrigen Löhnen leiden; Kirche und Caritas stehen als sehr große Arbeitgeber im sozialen Bereich dabei zugleich vor der komplexen Aufgabe, vor dem Hintergrund des ökonomischen Drucks im Gesundheitsmarkt ihrerseits eine angemessene Bezahlung zu gewährleisten.

Die Digitalisierung der Gesellschaft erzeugt außer den genannten noch viele andere sozialetische Fragestellungen: Verantwortung beim autonomen Fahren, Sicherheit und Verfügungsgewalt über die neuen, zur Verfügung stehenden riesigen Datenmengen (Big Data) usw. Bei einer sozialetischen Argumentation ist darauf zu achten, dass sie nicht grundsätzlich in eine Frontstellung zu neuen Formen der Technik gerät. Beides, Chancen und Risiken, sind abzuwägen.¹¹

Dass die Antworten darauf nicht leicht sind und sein werden, zeigt sich am gegenwärtigen Umgang mit dem Internet. Kon-

zerne der Digitalindustrie (Google & Co) stellen Privatpersonen, aber auch Firmen, Behörden etc. ihre Hauptdienstleistungen kostenfrei zur Verfügung. Suchmaschinen, Kartendienste usw. erleichtern Arbeit und Freizeit in ungekannter Weise. Finanziert wird dies durch Werbung. Nun ist fraglich, ob dieses Geschäftsmodell ewig so weiter funktioniert. Die großen Datenmengen werden bereits heute dazu genutzt, neue Dienstleistungsangebote zu schaffen: Algorithmen wie die zur Bilderkennung werden perfektioniert und versprechen zukünftig eine weitaus größere Rendite.¹² Aber wie wird Teilhabe an der digitalisierten Welt dann gewährleistet, wenn Großkonzerne neue zentrale Dienstleistungen nicht nur verkaufen, sondern auch kontrollieren? Teilhabegerechtigkeit und Partizipationsmöglichkeiten sind jedoch für eine solidarische Gesellschaft zentral. Politische Rahmenbedingungen, die u.a. Monopolen entgegenwirken, eine Gleichbehandlung im Netz fördern (Netzneutralität) und digitale Bildung stärken, könnten wirksame Bausteine sein.¹³

3. Kirche als Lernende und Mitgestalterin

In der Diskussion um die Digitalisierung der Gesellschaft ist *Disruption* ein schillernder Begriff, der nicht nur, aber doch besonders im Sprachgebrauch der Digitalwirtschaft omnipräsent ist. Es geht dabei meist um die Vorstellung, dass Bestehendes (etwa ein Geschäftsmodell) „zerstört“ und durch eine Innovation ersetzt wird (z.B. ein erfolgreiches Startup). Tatsächlich mag die Rede von *Disruption* inzwischen in der Wirtschaft oft eine Sprachhülse geworden sein, weil man befürchtet, ohne Disruption-Potential nicht mehr marktfähig zu sein.¹⁴ Gleichwohl bildet der Begriff eingängig die Dynamik der Wirtschaft, Technikentwicklung und des damit verbundenen gesellschaftlichen Wandels ab.

Das ist das Umfeld, in dem die Kirche (und Caritas) als sehr vielschichtige Organisation

selbst ein gesellschaftlicher Akteur ist. Sie ist es durch den sozialetischen Beitrag zur Meinungsbildung, von dem zuvor die Rede war, sie ist aber auch selbst eine Handelnde in der digitalisierten Gesellschaft als Trägerin von Schulen, weiteren Bildungseinrichtungen, sozialen Diensten, Krankenhäusern u.v.m., aber natürlich ebenso durch ihre Seelsorge in Gemeinden usw. In all diesen Feldern ist die Digitalisierung ein Thema, das nicht ignoriert werden kann.

Der Deutsche Caritasverband (DCV) arbeitet gegenwärtig an einer „digitalen Agenda“; auf die Frage, welche Herausforderungen sich stellen, antwortete Eva M. Welskop-Deffaa, Vorstand Sozial- und Fachpolitik des DCV, Ende 2017: „Ich sehe die Spannung zwischen mutiger Innovationsbereitschaft und Achtsamkeit auf unsere Reputation. [...] Zwischen Sparsamkeit im Umgang mit dem uns anvertrauten Geld und der Bereitschaft, ausreichend Mittel zu investieren, um von den dynamischen Entwicklungen nicht abgehängt zu werden.“¹⁵

Für die Kirche gewinnt an Bedeutung, dass sie in ihrem eigenen Handeln zur Mitgestalterin der digitalisierten Gesellschaft wird und sich nicht „abhängen“ lässt. Nicht nur in den Sozialeinrichtungen sind digitale Innovationen aufzugreifen, um die Arbeitsformen weiterzuentwickeln, auch in den Verwaltungen der Bistümer bzw. Gemeinden usw. – wie es auch an einigen Orten bereits erprobt oder umgesetzt wird. Es braucht diese Offenheit, auch das Zulassen von begrenzten Experimenten. Nicht alles wird sich bewähren. Die kirchlichen Grundvollzüge sich entfalten zu lassen setzt voraus, auch zukünftig ansprechbar und anschlussfähig zu sein. Daher erscheint es notwendig, selbst mit Augenmaß zum kompetenten „Anwender“ der neuen digitalen Kulturtechniken zu werden.

Das lässt sich an einem Beispiel aus der Soziologie veranschaulichen: Hartmut Rosa sagt, wenn zwischen Menschen eine „Resonanz“ entsteht, habe dies „auch die Quali-

tät der transformierenden Anverwandlung“. Es geht also um einen echten Austausch, für den es Zeit braucht. Was heißt das für die digitale Kommunikation? Zwar gibt es in der Social Media-Kommunikation eine Feedback-Funktion, die aber, so Rosa, eher einer Logik folge, der es um eine zählbare Steigerung geht: „Wir alle wissen, wie relevant es uns erscheint, wie viele Leute einen Post auf Facebook oder einen Tweet gesehen, geliked, geteilt oder beantwortet haben. Sobald es weniger sind als beim letzten Mal, entsteht das Gefühl, dass etwas mit unserer Weltbeziehung nicht stimmt.“ Rosa ist folglich skeptisch: „Resonanzbeziehungen sind nach meiner Beobachtung in der digitalen Kommunikation tendenziell selten. In zwei Zeilen auf Twitter fällt es schwer, die eigene Stimme hörbar zu machen und die Reaktion einer anderen Stimme zu bekommen, die uns wirklich persönlich berührt [...]“ Rosa nennt daher das, was dabei geschieht, nicht Resonanz-, sondern „Echoräume“. Diese Modalität reproduziert das eigene Denken und öffnet keine Perspektiven. Im Negativen kann es Dynamiken geben, die die eigenen Emotionen verstärken und auf eine unsachliche Ebene heben. Die Meinung des Anderen wird nicht mehr gehört; populistische Denkmuster können zur Entfaltung kommen.¹⁶ Diese Problematik soll nicht die großartigen Chancen ausblenden, die die digitale Kommunikation den Menschen bietet. Zugleich kann sie ein spannendes Lern- und Arbeitsfeld für die Seelsorge sein. Es zeigt aber, dass sich mit der Form der Kommunikation auch die Kommunikation selbst ändert. (Warum sich „Glaubenskommunikation im Internet“ lohnt und wie sie gelingen könnte, hat Jan-Christoph Horn im *Pastoralblatt* im Oktober 2016 diskutiert.¹⁷)

Mit Bezug auf *Gaudium et spes* stellt Papst Franziskus heraus: „[...] Gott hat einen Weg geschaffen, um sich mit jedem einzelnen Menschen aus allen Zeiten zu vereinen. Er hat die Wahl getroffen, sie als Volk und nicht als isolierte Wesen zusammenzurufen“ (EG 113). Weiter heißt es:

„Dieses Volk Gottes nimmt in den Völkern der Erde Gestalt an, und jedes dieser Völker besitzt seine eigene Kultur. Der Begriff der Kultur ist ein wertvolles Instrument, um die verschiedenen Ausdrucksformen des christlichen Lebens zu verstehen, die es im Volk Gottes gibt. Es handelt sich um den Lebensstil einer bestimmten Gesellschaft, um die charakteristische Weise ihrer Glieder, miteinander, mit den anderen Geschöpfen und mit Gott in Beziehung zu treten“ (EG 115). Die veränderten Lebensstile durch den digitalen Wandel sind demnach nicht allein aus christlich-ethischer Sicht zu problematisieren, sie sind auch positiv und offen wahrzunehmen. Beides gehört zusammen.

In der Pastoraltheologie ist eine Herangehensweise, die danach fragt, was die Kirche und der Einzelne für seinen Glauben von den vielfältigen Lebensformen bzw. Milieus in der modernen Gesellschaft lernen kann, bereits ein aktuelles Thema, zum Beispiel in den Arbeiten von Matthias Sellmann.¹⁸ 2017 fand der Kongress der „Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologinnen und Pastoraltheologen“ zum Thema „Pastoraltheologie im Zeitalter digitaler Transformation“ statt. Es wurde deutlich, dass es derzeit eine theologische und dabei möglichst interdisziplinäre Suchbewegung dazu gibt, was die Digitalisierung im Eigentlichen bedeutet und wie Chancen und Risiken pastoral zu werten und zu gestalten sind.¹⁹ Solche Diskussionen mit Blick auf Praxis der Seelsorge sind richtungsweisend: Gemeinden öffnen sich neuen Kommunikationsformen, experimentieren mit digitalen Angeboten in den Kirchen, um Ort und Glauben nah zu den Menschen zu bringen – vieles mehr passiert.

Der digitale Wandel ist ein komplexer Prozess, der die Gesellschaft in einem umfassenden Sinn verändert, längst geht es nicht nur um die Art und Weise der Kommunikation. Die Kirche kann diese Veränderungen aktiv wahrnehmen, darüber kri-

tisch debattieren und mit ihrem eigenen Handeln und Anspruch abgleichen, in der pastoralen Praxis, aber auch in den weiteren Tätigkeitsfeldern. Für die Politik, aber auch Akteure wie die Kirche kann dabei das gelten, was Martin Schulz formuliert: „Bedingung für eine erfolgreiche Gestaltung der Digitalisierung ist zunächst das Anerkennen dieses gewaltigen Umbruchs in seiner Gänze.“²⁰ Neben notwendiger Kritik aus christlicher Sicht an einzelnen Entwicklungen ist Offenheit und Mut zur Mitgestaltung für die Kirche eine lohnende Perspektive.

Anmerkungen:

- ¹ Martin Schulz: Grußwort. In: Reclaim Autonomy. Selbstermächtigung in der digitalen Weltordnung, hrsg. v. Jakob Augstein. Berlin 2017, S. 18–21, S. 19.
- ² Plattform Industrie 4.0: Was ist Industrie 4.0? In: <http://www.plattform-i40.de/I40/Navigation/DE/Industrie40/WasIndustrie40/was-ist-industrie-40.html> (Abruf: 5.1.18).
- ³ Vgl. zu der Diskussion: Torsten Meireis: Digitalisierung und Wirtschaft 4.0 – Herausforderungen für eine Ethik der Arbeit. – In: Zeitschrift für Evangelische Ethik 61 (2017), 3, S. 222–239, hier S. 228f.
- ⁴ Vgl. Luciano Floridi: Die 4. Revolution. Wie die Infosphäre unser Leben verändert. Berlin 2015, S. 7.
- ⁵ Vgl. Kardinal Reinhard Marx: Digitalisierung: Den Mensch in den Mittelpunkt stellen. Rede von Kardinal Reinhard Marx. Beim MDG.Medienforum „Medienwandel erfolgreich gestalten“. Pressemitteilung der Deutschen Bischofskonferenz: 07.05.2015, Nr. 074a.
- ⁶ Vgl. Ebd.
- ⁷ Papst Franziskus: Apostolisches Schreiben *Evangelii gaudium* [EG]. Rom 2013; Papst Franziskus: Enzyklika *Laudato Si'* [LS]. Rom 2015.
- ⁸ Vgl. z. B. Torsten Meireis: Digitalisierung und Wirtschaft 4.0, S. 226–229.
- ⁹ Vgl. ebenda, S. 229f.; sowie Bernhard Emunds: Die Mythen der „Industrie 4.0“: Weniger Arbeit, mehr Produktivität. – In: Herder Korrespondenz (2017) 9, S. 32–35, hier S. 35.
- ¹⁰ Stellungnahme des Kommissariats der deutschen Bischöfe zum Grünbuch „Arbeit weiter denken – Arbeiten 4.0“ des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales. 2015, S. 3 (vgl. www.arbeitenviernull.de; dort unter Stellungnahmen).

- ¹¹ Vgl. Christopher Koska und Alexander Filipović: Gestaltungsfragen der Digitalität. Zu den soziolethischen Herausforderungen von künstlicher Intelligenz, Big Data und Virtualität. In: Dem Wandel eine menschliche Gestalt geben. Sozialethische Perspektiven für die Gesellschaft von morgen, hrsg. v. Ralph Bergold, Jochen Sautermeister und André Schröder. Freiburg, Basel, Wien 2017, S. 173–191, hier S. 189.
- ¹² Vgl. Evgeny Morozov: Silicon Valley oder die Zukunft des digitalen Kapitalismus. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 63 (2018) 1, S. 93–104, hier S. 98–101.
- ¹³ Vgl. in diesem Kontext auch eine Arbeitshilfe der DBK: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hrsg.): Medienbildung und Teilhabegerechtigkeit. Impulse der Publizistischen Kommission der Deutschen Bischofskonferenz zu den Herausforderungen der Digitalisierung. Bonn 2016 (Arbeitshilfe 288).
- ¹⁴ Vgl. den Artikel „Disruption, Baby, Disruption!“ von Georg Meck und Bettina Weiguny, in: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, online: 27.12.2015. <http://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/wirtschaftswissen/das-wirtschaftswort-des-jahres-disruption-baby-disruption-13985491.html> (Abruf: 5.1.18).
- ¹⁵ Zitiert aus einem Interview, geführt von Gertrud Rogg, in: neue caritas 2017 (22), S. 23.
- ¹⁶ Hartmut Rosa: Resonanzen im Zeitalter der Digitalisierung, in: Medien Journal (2017) 1, S. 15–25, hier S. 24f.
- ¹⁷ Jan-Christoph Horn: Glaubenskommunikation im Internet, in: Pbi 68 (2016), 298–302.
- ¹⁸ Vgl. u.a. Matthias Sellmann: Zuhören Austauschen Vorschlagen. Entdeckungen pastoraltheologischer Milieuforschung. Würzburg 2012; Matthias Sellmann/Florian Sobetzko: Pastoral 2.0. Das Internet ist ein Ort christlicher Inspiration, in: Herder Korrespondenz Spezial (2011) 1, S. 59–64.
- ¹⁹ Vgl. den Konferenzbericht auf der Veranstalterseite: <http://pastoraltheologie.de/veranstaltungen/kongresse/2017/> (Abruf: 5.1.18).
- ²⁰ Martin Schulz: Grußwort, S. 19.

Michael Lejeune/Christoph Stender

Apostolat in Sorge um das Kind

85 Jahre PIJ in Indonesien¹

War's das?

An Geburtstagen, in Verbindung mit Schicksalsschlägen, in Krisen oder auch einfach mal „nur so“, schleicht sich immer wieder die Frage an: Soll dein Leben so weiterlaufen, oder ist noch eine Wendung, eine Veränderung gewollt bzw. überhaupt noch möglich? Kurz gesagt: „War's das, oder kommt da noch was?“

Vor diese Frage sahen und sehen sich Menschen in allen Epochen und Regionen oft auch immer wieder neu gestellt.

Ihre Idee in die „neue“ Welt wagen

Am 6. Mai 1932 war für sechs junge Frauen die Antwort auf die Frage klar, ob da noch etwas Neues kommt. Denn für sie begann eine Lebenswende, die ihren Ausdruck fand mit dem ersten Schritt auf einen Ozeandampfer. Ziel ihrer Passage: Indonesien.

In Gedanken malten sich die Schwestern das noch Fremde ihres Zieles gerade mal aus, als sich auf dem Schiff für sie bereits schon Fremdartiges ereignete. In ihrem ersten Brief an die Daheimgebliebenen berichten sie:

„Man scheint die kommende Wärme zu erwarten, denn schon heute Morgen erschien ein großer Teil der Damen in ganz freier Toilette, ohne Ärmel und mit tief ausgeschnittenem Hals. Wir haben so alle den Eindruck, dass das Leben auf einem großen Schiff mit dem modernsten Leben der Großstadt gleichsteht. Da passt eine Schwester vom armen Kinde Jesus nun einmal nicht hinein. Wir halten uns denn auch so viel wie möglich für uns allein ...“²

Mit dem Verlassen des Ozeandampfers standen diese „auffallend gekleideten“ Ordensfrauen in ihrer neuen Welt, waren endlich angekommen und wollten loslegen, etwas nervös noch und in freudiger Erwartung auf die Menschen und besonders die Kinder, die ihnen begegnen würden.

Kinderarmut, Armut der Gesellschaft

Kleidung, zu allen Zeiten, kann ein starker Ausdruck eines Lebensentwurfes sein. Die Schwestern, damals in ihrem Habit mit schwarzem knöchellangem Kleid, weißer Haube und schwarzem Schleier standen für einen existentiell mit Gott verbunden Lebensentwurf.

Diese Lebensbindung war für Clara Fey aus Aachen, die Gründerin der Genossenschaft der Schwestern vom armen Kinde Jesus (PIJ Congregatio Pauperis Infantis Jesus), das Fundament ihrer Gemeinschaft. In dieses Fundament eingebettet ist bis heute die Sorge um das arme, vernachlässigte und schutzlose Kind.

Kinderarmut ist Clara Fey, selber noch ein Kind, an jeder Ecke in ihren Kindertagen begegnet.

Während der Epoche der Industrialisierung in ihrer Heimatstadt Aachen sowie der Region und der damit verbundenen gnadenlosen Unterordnung der Arbeiterschaft unter den Fortschritt, „blühte“ die Kinderarbeit – darunter auch Kinder im Alter von sechs Jahren – in den „Geldbörsen vieler Industrieller“.

Ein Traum macht stark

13 Jahre nach dem Tode Clara Feys, leitet ein Biograph Claras den einen entscheidenden Traum der jungen Clara, der ihr Handeln geleitet hat, wie folgt ein: „Aus diesen frühen Jahren hat eine Erinnerung sich erhalten, merkwürdig in Anbetracht des Einflusses, den sie im späteren Leben der Ordensstifterin noch ausüben sollte.“³

Das vom Biograph benutzte Wort „merkwürdig“ meint hier nicht komisch oder eigenartig, sondern bedenkenswert wie nachhaltig. Er schreibt weiter:

„Um die Zeit, da Clara etwa 11 Jahre alt war, hatte sie einmal einen wunderschönen Traum, der sie tief bewegte. Sie meinte, sie gehe auf der Jakobstraße in Aachen; da begegnete ihr ein allerliebstes Knäblein, das aber sehr arm und dürftig gekleidet war. Es sah sie wehmütig an, als wolle es um eine Gabe bitten. Clara verstand den Blick und schickte sich an, dem Kinde ein Almosen zu geben. Das darbende Knäblein aber sagte zu ihr: ‚Ich habe noch mehr arme Brüderchen.‘ Da fragte Clara: ‚Wo wohnst du?‘ Der Knabe deutete mit dem Finger nach oben und lächelte freundlich das fragende Mädchen an. ‚Wie heißt du denn?‘ fragte Clara weiter. Das Kind sprach: ‚ich bin das arme Kind Jesus.‘ Damit verschwand das Kind und Clara erwachte“⁴

Gegen diese Armut gründete Clara Fey mit drei Freundinnen 1844 ihren Orden PIJ mit dem Ziel, Bildung, Kleidung, Nahrung und Gottvertrauen perspektivlosen Kindern zu ermöglichen.

Diese segensreiche Tätigkeit der Schwestern sprach sich in der Region um Aachen schnell herum und motivierte immer mehr junge Frauen, sich dieser Gemeinschaft anzuschließen. Aber auch über die Region hinaus fand das Engagement der stetig wachsenden Schwesterngemeinschaft hohe Anerkennung. Damit verbunden meldeten auch andere Städte in der weiteren Umgebung den Wunsch an, von solchen Schwestern in der Armutsbekämpfung besonders unter Kindern profitieren zu wollen.

Dieser Traum geht über Wasser

Durch die späteren Niederlassungen der Schwestern in den Niederlanden erfuhr auch der Bischof von Malang in Indonesien – damals niederländische Kolonie – von der Arbeit der Schwestern und bat sie, auch

für „seine“ armen Kinder in Pasuruan da zu sein. So begannen sie, ihre erste indonesische Niederlassung ins Leben zu rufen.

Von diesen ersten Tagen berichtet eine der Schwestern: „Ich brauch nicht zu verhehlen, dass unser Leben hier ein reiches Opferleben ist, wenn ich nur an all das Ungemach des Klimas, der Hitze und der Tiere denke (...).⁵ Doch die Schwestern ließen sich von diesem Ungemach nicht unterkriegen.

In der Spur der ersten Schwestern

85 Jahre später besuchten wir einen Teil der Einrichtungen der Schwestern vom armen Kinde Jesus in Indonesien, um zu dokumentieren, was weiter entstanden ist aus der „Holländisch – Chinesische(n) Schule mit 40 Kindern in Kindergarten, Vorschule und 1. Klasse Grundschule“⁶, die die Schwestern nur wenige Wochen nach ihrer Ankunft vor 85 Jahren bereits aufgebaut hatten.

Was damals erstaunlich aber klein begann, ist bis heute zu einem großen Werk gewachsen mit ca. 80 einzelnen Einrichtungen wie Kindergärten, Schulen und

Internaten. In 28 Konventen (Lebensgemeinschaften) wirken 150 Schwestern zusammen mit vielen anderen, auch muslimischen Lehrkräften für eine perspektivenreiche Lebensgrundlage der ihnen anvertrauten Kinder.

Der größere Teil der dort unterrichteten Schüler(innen) sind Muslime, die auch die Ganzheitlichkeit der Pädagogik schätzen, die auf Wissensvermittlung gründet, aber auch musische und sportliche Qualifikation, fairen Wettbewerb und soziale Kompetenz besonders fördert.

Damals wie heute steht die Begegnung vorrangig mit dem „armen“ Kind als Individuum im Mittelpunkt ihrer Pädagogik. Da, wo nötig, besonders bei Kindern mit Einschränkungen, gibt es eine Eins-zu-Eins-Betreuung, um jedes Kind seinen Bedürfnissen entsprechend fördern zu können.

Ein Produkt der Wirtschaft heute: Armut

Indonesien besteht aus ca. 17.500 Inseln, hat 249,9 Millionen Bewohner mit 2500 Volksgruppen.



Mit 200 Millionen meist der sunnitischen Richtung des Islam zugehörigen Muslimen, hat Indonesien den weltweit größten muslimischen Bevölkerungsanteil. Von den 9% Christen im Lande sind 3% römisch-katholisch.

Armut bestimmt das Leben vieler Familien, besonders auch auf dem Land. Dort ändern sich weite Teile der Landschaft mit dem für das Klima so wichtigen Regenwald merklich zu einem Schlachtfeld, auf dem kilometerweit am Stück Wald gerodet und Palmen „aufgestellt“ sind, wie ein Heer von Soldaten. Ihre Gegner: die Kleinbauern.

Indonesien ist ein Vielvölkerstaat, und so sind auch die Probleme von Niederlassung zu Niederlassung unterschiedlich. Die Schwestern verfolgen auf die ganze Region gesehen eine wirtschaftliche Strategie, die – vereinfacht gesagt – die Schulbeiträge der Kinder in den Städten dazu nutzt, die pädagogische Arbeit in den ländlichen Regionen zu finanzieren.

So finden sich in den Großstädten wie Jakarta und Yogyakarta Schulen der Schwestern, deren Niveau weit über dem des Durchschnitts liegt und die deshalb gut angesehen sind. Das wird in großen Glasvitrinen in den Schulen mit gewonnenen Pokalen dokumentiert, die in Wettbewerben zusammengetragen wurden. In Indonesien ist es üblich, dass in fast jedem Schulfach Wettbewerbe veranstaltet werden, mal innerhalb einer, mal zwischen mehreren Schulen bis hinauf auf die nationale Ebene. Das gute Abschneiden der Schüler(innen) bei solchen Wettbewerben gilt als verlässlicher Garant für die Qualität der Bildung.

Auf dem Land finden sich neben den Bildungseinrichtungen der Schwestern ihnen angegliederte Internate. Durch die teils noch unerschlossene Infrastruktur dieser Gebiete sind viele Kinder darauf angewiesen, in einem Internat zu wohnen, da der Weg zur nächsten Schule ein, täglich nicht überwindbares, Problem darstellt.

Zwischen Naturreligion und Islam Zeugnis geben

Die christliche Missionierung im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhundert sowie die muslimische Missionierung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert haben auf dem Inselstaat dennoch nicht dazu geführt, dass die Verbundenheit zu den Naturreligionen ausgelöscht wurde. Die gesetzliche Verpflichtung, einer Religion anzugehören, hat viele Indonesier dazu gebracht, offiziell zwar einer der großen Glaubensrichtungen anzugehören, diesen Glauben jedoch nicht zwangsläufig in „Reinkultur“ auszuüben.

So ist die Angst vor Geistern und Flügen verbreitet, sodass viele Familien auch aus Angst vor eben solchen ihre Kinder in ein Internat geben wollen. Verbreitet sind die Fälle, in denen ortsfremde Männer junge Frauen begatten, welche dann als verflucht gelten und soziale Exklusion erfahren.

Die Schwestern wollen deswegen soziale Bezüge stärken, die eine Wertschätzung aller Religionen des Landes beinhaltet. Mission bedeutet für sie, den eigenen Glauben als Zeugnis und Angebot öffentlich konkret zu leben. Gleichzeitig arbeiten in ihren Einrichtungen auch Muslime in der Verwaltung oder als Pädagog(innen), ein Miteinander in Verschiedenheit, das allen dient.

Dennoch bedeutet dieses Engagement auch, sich an manchen Orten aus der Öffentlichkeit mit religiösen Ritualen weitestgehend zurückzuziehen, um fundamentalistischere Bevölkerungsgruppen nicht zu provozieren.

Pädagogik in Wandmalereien und „Graffitis“

In den Räumen der pädagogischen Einrichtungen der Schwestern, vom Kindergarten bis zur Oberschule über Internat und Vorkindergarten, ziehen unterschiedliche Bilder die Blicke der Schüler(innen) und auch die unsrigen als Besucher an.

Neben den Bildern des Präsidenten (vorgeschrieben) und von Clara Fey geben vor allem die freien Bilderzyklen den Räumen

innen wie außen eine gewisse Leichtigkeit und kindliche Verspieltheit.

Diese Bilderzyklen handeln fast alle von Clara Fey und ihrer Beziehung zu dem Kind, beziehungsweise von den Schwestern und ihrer Bezogenheit auf das Kind hin, genauer auf das Kindergartenkind, das Kind in der Schule und den jungen erwachsenen Menschen in den Internaten, allgemein auf die Kinder in der Obhut der Schwestern.

Theologisch lässt sich die Thematik dieser Bildzyklen zusammenfassen in der Grundintention von Clara: „Die Kinder zu Jesus führen“.

Als Wandmalerei halten sie diese Kernbotschaft, das Apostolat der Schwestern präsent, innerhalb des Schulbetriebes und darüber hinaus erzählen diese, oft auch wie Graffitis wirkenden Wandbemalungen, von der Geschichte der Ordensgemeinschaft PIJ.

Allen Schulen zu eigen ist neben der gesetzlich vorgeschriebenen morgendlich gesungenen Nationalhymne zur Stärkung des Nationalbewusstseins als pädagogische Maßnahme in einem Vielvölkerstaat, das Vorsingen der Schulhymne, in der auch Clara vorkommt.

Ebenso ist das Lehrmaterial vor allem in den unteren Klassen auch auf Clara Fey, ihre Sorge um das Kind und die Geschichte der Kongregation ausgelegt. Diese Auseinandersetzung reicht vom Ausmalen bis zur Klassenarbeit und garantiert, dass die Kinder – auch glaubensübergreifend – wichtige Punkte der Spiritualität der Schwestern nähergebracht bekommen.

In Gesprächen beineindruckte uns der Wunsch der Kinder, später eine Vielzahl von Berufen (Ingenieur, Arzt, Lehrer) anzustreben, alle jedoch mit dem Ziel, dadurch etwas zu bewirken, um die Lebensumstände der Familien zu verbessern.

„Ansteckungsgefahr“ zum Wohl der Kinder

Aber auch einige der jungen Frauen, die heute einen ersten Schritt in die Ordensgemeinschaft hineinmachen (Postulantinnen /Novizinnen), besuchten selber eine Ordensschule und wurden angesteckt von der Lebensfreude, dem Gottvertrauen und dem kompetenten Engagement der Schwestern, die so zum Vorbild für diese jungen Frauen geworden sind.

Einige dieser jungen Frauen stammen auch aus muslimischen Familien und mussten Ihre Entscheidung erst gegen Widerstand der Familie durchsetzen.

Über 30 junge Frauen erproben aktuell ihre persönliche Wende, ob ihre Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft der Schwestern eine dauerhafte Lebensperspektive für sie bedeuten kann, in der sie ihre Beziehung zu Gott und damit besonders zu den Kindern weiter entfalten können.

Begeisterung organisiert Ordnung

Knapp 20 Postulantinnen und Novizen sitzen mit uns im Kreis. Jede der Schwestern,



inklusive der Leitung, hat einen kleinen Tisch vor sich mit einer, auf allen Tischen gleichen, Tischdecke, die bedruckt ist mit indonesischer Ornamentik. Auf jedem Tisch liegen ein Gebetbuch, ein Schreibblock und ein Stift.

Dieses Arrangement signalisiert Ordnung, und die herrscht hier auch. Doch diese Ordnung, die an vielen „Orten“ im Haus zu spüren und zu sehen ist, beherrscht nicht im Sinne von Machtausübung, sondern herrscht in dem Sinn, dass sie dient. Die Ordnung dient der persönlichen und der gemeinschaftlichen Weiterentwicklung der jungen Frauen, die im Postulat oder im Noviziat ihren Weg zu gestalten suchen. Die Postulantinnen tragen eine Art Overall in weiß noch ohne Schleier und Plakette, und die Novizinnen trage ein beiges Ordenskleid (wie die Schwestern mit ewiger Profess auch), noch mit weißem Schleier und der Plakette (Manete in me), an einem weißen Band um den Hals gelegt.

Diese Frauen, bei aller Ordnung, sind keine Trauerklöße, nein, ihre Haltung ist wach, ihre Augen hell und ihre Energie füllt den Raum.

Diesen Eindruck, dass hier das Leben pulsiert, spürt man im ganzen Gebäudekomplex, der unter einem Dach, Postulat, Noviziat, Exerzitienhaus und die Provinzleitung der Schwestern vereint. Die Ordnung dient auch diesem Miteinander der unterschiedlichen Einrichtungen, die hier nebeneinander, aber auch miteinander funktionieren.

Auf die Frage, wie die einzelnen Lebenswege in jungen Jahren zu den Schwestern führten, gab es sehr verschiedene Antworten, angefangen vom Interesse an der Bedeutung des „Sang Timur“ – "des armen Kindes Jesus", vom reinen Interesse an der Ordenstracht über das Aufwachsen bei den Schwestern bis hin zu dem immer schon präsenten Wunsch, auch Schwester werden zu wollen. Allesamt aber offenbaren sie, dass der Weg, dem Orden beitreten zu wollen, nirgends fest vorgegeben ist, meist Umwege beinhaltet und auch

für manche nicht als der einzige Weg in Frage kommt.

Eucharistie ist Krippe

Eucharistiefeier und eucharistische Anbetung sind im Alltag der Schwestern in Indonesien fest verankert.

Der Traum von Clara Fey in jungen Jahren weitet den Blick der „Träumenden“, und lässt sie das Christkind Jesus (in der Krippe) in dem armen Kind von der Straße sehen.

Vor dem Hintergrund dieses Traumes sieht Clara in den eucharistischen Gaben von Brot und Wein, also der realen Gegenwart Jesu Christi, von Jesus Christus aus auf das arme Kind und vom armen Kind aus auf die Gegenwart Jesu Christi in der Eucharistie.

Bereits früh im Morgen gegen 5 Uhr gilt die immer gut besuchte Morgenmesse (auch von Externen) in der Schule oder am Land, als Start in den Tag. Ob die Messdie-



ner nun barfuß im gefliesten Altarraum ihren Dienst verrichten oder der Dorfpfarrer sitzend die Messe feiert, immer wieder fällt der Blick in die Umgebung, den Kirchenraum, manchmal sogar darüber hinaus in die pure Natur, die die Feiernden umgibt.

Kommunion bedeutet auch „Hand anlegen“

Die Schwestern, die meist Berufen nachgehen, ob nun als Lehrerin in ihren Einrichtungen, aber auch im Bistum, in der Pfarre oder der Verwaltung, erhalten auch manchmal eine großzügige Spende von Bewohnern in den Städten für die Schulen auf dem Land. Die biblische Abgabe, der „Zehnte“, ist für manche Christen in Indonesien noch eine Verbindlichkeit aus dem Glauben.

Auch die Pfarreien, selbst an entlegeneren Orten, sind so autonom, dass in der Sonntagsmesse die Bevölkerung dazu aufgerufen wird, am Nachmittag beim Bau der neuen Kirche zu helfen. Diese aus Platznot geplante, sich im Aufbau befindliche neue Kirche beeindruckt nicht nur durch die Architektur, sondern vor allem durch die Bauweise, durch abertausende Bambusstäbe, die das statische Grundgerüst bis zur Vollendung des Baus bilden. Und auch der Kanarienvogel im Käfig, der künftigen Sakristei Leben einhauchend, wie auch die rings um die Kirche angezündeten Feuer dürfen nicht fehlen, gewähren sie doch den Bauarbeitern während der Bauzeit die Abwesenheit von bösen Geistern.

Neue Welt wagen, damit Kinder träumen können

Auch in Indonesien stehen die Schwestern vor immer neuen Herausforderungen, denn die gesellschaftlichen Entwicklungen bergen Risiken.

Da Indonesien über ein ausgezeichnetes Mobilfunknetz, auch auf dem Land, verfügt und mobiles Internet dutzendum-

billiger ist als hierzulande, wachsen viele Kinder mit dem Smartphone und mit ihm mit dem Abbild der westlichen Gesellschaft auf, präsentiert von YouTube, Facebook und weltweiten Meldungen anderer Anbieter.

Dies führt jedoch dazu, dass der westliche Lebensstil zum Sinnbild für Erfolg stilisiert wird, die Kurzsichtigkeit dieser Lebensweise, genau wie hierzulande auch, verkennend.

Jugendliche, die an selbstgebrautem Alkohol sterben, da sie auf dem Land keine andere Form der Unterhaltung vorfinden, gehören ebenso zu den negativen Auswirkungen wie die Straßenkinder, geboren in wirtschaftlicher Ausbeutung, die zwar über ein Smartphone, aber kein Zuhause verfügen.

Die gesellschaftlichen Herausforderungen stellen die Schwestern vor Ort immer wieder auf die Probe und vor eine Zukunft, in der, wie Jahrhunderte zuvor, „Klöster“ immer wieder neue Antworten in Anbetracht gesellschaftlicher Probleme formulierten und lebten. Es bedarf der Menschen, die in ihrer Berufung und in ihrem Alter einen Querschnitt der Gesellschaft darstellen und sich sicher sind, die Arbeit an diesen Knotenpunkten fortsetzen zu wollen: um den Traum einer jungen Frau, der soviel bewegt hat, in die Zukunft zu träumen als Antwort auf das gesellschaftliche „War’s das?“.

Anmerkungen:

- ¹ Für alle Bilder dieses Artikels liegt das Copyright bei Michael Lejeune, der eigene Photos zur Verfügung gestellt hat.
- ² Erste Berichte unserer lieben Javamissionarin-nen, Bericht vom 8. Mai 32. Archiv PIJ Generalat Aachen Jakobstrasse (Diese Briefe liegen in einer maschinengeschriebenen Abschrift vor.).
- ³ Pfülf, Otto. M. Clara Fey vom armen Kinde Jesus und ihre Stiftung. Freiburg im Breisgau, herdersche Verlagshandlung, 1907, S. 9.
- ⁴ A.a.O. S. 9.
- ⁵ Nachrichten aus der Genossenschaft der Schwestern vom armen Kinde Jesus. September 1932, S. 19. Archiv PIJ Burtscheid.
- ⁶ Bericht für das Generalkapitel 1996, S.5. Archiv PIJ Burtscheid, Einordnung 5360,9.

Elmar Trapp

erzählen.erinnern. geheilt.

Menschen mit Demenz in der Begegnung

„Wissen Sie wo meine Mutter ist?“ fragte mich Frau R., die ich seit Jahren kenne und der ich gerade im Flur begegne, „Wir kommen ja aus Ostpreußen!“. Ich konnte ihr die Frage nicht direkt beantworten, aber stehen bleiben, den Augenblick nutzen und in Kontakt treten, mich auf die Begegnung, die dahinter liegenden Gefühle einlassen.

Da ist eine andere, ältere Dame, schon ziemlich von einer Demenz verändert, mit der ich regelmäßig Silben, keine ganzen Sätze austausche, ohne wirklich zu wissen, worüber wir reden; wir sitzen nebeneinander auf dem roten Zweiersofa, wieder im Flur. Sie bemerkt, dass ich – so gut wie ich kann – „bei ihr bin“, zuhöre, versuche zu „antworten“, in einen Dialog einzutreten. Sie bestimmt das Ende der Kommunikation selber, indem sie mir lächelnd über die Wange streichelt und, für mich völlig verblüffend, „Danke“ sagt. –

Begegnungen, die irritieren, verunsichern, verstören, die aber auch zugleich einen (unglaublich) erfüllen und bereichern können.

Wir sind es in der Seelsorge (Theologie) in diversen Begebenheiten gewohnt, gleichermaßen „aus der Hüfte zu schießen“, wie mal ein Pastoraltheologe¹ zu mir sagte. Das macht, wenn es z.B. im Zuge einer Demenz nicht so zu gelingen scheint, mitunter unsicher, ängstlich und lässt einen manchmal ratlos zurück. Ein Umdenken, was das Thema Demenz angeht, gibt es im gesellschaftlichen Diskurs schon länger². Da geht es eben nicht mehr alleine um

Abbau, Defizite, Schrecken und Verlust, oder gar den Sterbewunsch im Falle einer drohenden und beginnenden Demenzerkrankung³. Da kommen auch unerwartete Glücksmomente in die Wahrnehmung, in literarischen und filmischen Veröffentlichungen (vgl. „Honig im Kopf“) werden auch neuerdings positiv besetzte Bilder transportiert (Beispiele sind hier auch unerwartete Gefühlslagen des Rhetorik-Professors Walter Jens, von denen sein Sohn Tilmann im Zuge der fortschreitenden Demenz schreibt⁴).

Warum tun wir uns aber auch in der Theologie mit einer dementiellen Sicht auf die Fragen des Glaubens so schwer? Folgen wir nicht vielmehr einem Irr-, einem Zerr- und Abziehbild, wenn dies ein Gott unseres Denkens und Sinns, aber kein Gott der real Lebenden mit allem vermeintlichen Licht- und Schattensein unserer Existenz, auch einer Demenz ist.

In einer Zeit, in der die Medizin ursprünglich als Leitwissenschaft einer Demenz fungiert, konnte nur eine Pathologisierung und Dämonisierung der Demenz die Folge sein.⁵ Da, wo bei den Menschen in erster Linie mit Verlusten und Einbußen kalkuliert wird, kann nicht sein, was nicht sein darf. In dem Zuge hat es auch eine demenz-orientierte Sicht auf die (wissenschaftlichen) Fragen des Glaubens schwer. Theologie und Pastoral müssen in dem Kontext noch ganz viel lernen. Denn: „Letztlich geht es bei der Demenz um die Frage nach den ethischen Grundlagen unserer Gesellschaft.“⁶ – und ich möchte ergänzen: Es geht auch um die theologische Grundlage unserer Kirche! Demenz ist und bleibt ein Grenzgang zwischen Verlusten *und* Ressourcen⁷. Denn auch wenn Sprache und Denken reduziert sind, sind Erfahrungsmöglichkeiten noch lange nicht zu Ende. Für Glaubende gilt erst recht: Vor Gott geht es nicht um Leistung. Man vergleiche dazu nur Ps 8,3: „Aus dem Mund der Kinder und Unmündigen schaffst du dir Lob.“ Und: „Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst, des Menschen Kind, dass

du dich seiner annimmst? ... Du hast ihn nur geringer gemacht als Gott" (VV 5-6). Gott liebt uns vor aller Leistung und trotz aller Schuld!⁸

Der befreiungstheologische Ansatz von Pulheim und Schaumberger⁹, Menschen mit Demenz als Subjekte ernst zu nehmen, hilft in diesem Zusammenhang, im wörtlichen Sinne radikal, nämlich von der Wurzel her. Auf die Frage nach dem persönlichen Gottesbild hin heißt das: Sage mir, welches Bild vom Menschen du hast, und ich sage dir, an welchen Gott du glaubst¹⁰. Ist es ein Götze von Mensch, ein Mensch des Perfekten, des Anti-Aging, des Schneller, Höher, Weiter, oder ein Bild vom Menschen, das dessen (vermeintliche) Schwäche, das Nachlassen der Kräfte, das Vergessen und Geringerwerden kennt und in seinen Horizont einbezieht: „Du Mensch kannst vergessen, immer mehr, aber ich vergesse dich nicht, spricht der Herr“ (vgl 49,15).

Ich bin überzeugt, dass uns und der Theologie Entscheidendes fehlt, wenn nicht die Erfahrungen, Fragen, Gedanken, Weisheiten von Menschen mit Demenz vermisst, gesucht, erinnert werden und vor allem (z.T. und gerade von *anderen*) erzählt und tradiert werden. Wie kann das „gelingen“?

Der Begegnungsaspekt ist nicht nur im Kontakt zu betroffenen Menschen entscheidend, sondern auch der Schlüssel eines theologischen Verständnisses. Im Umgang mit Menschen mit Demenz können wir lernen, was es heißt, zweckfrei mit ihnen zu kommunizieren, ohne sie „irgendwohin“ bewegen zu wollen¹¹. Gott will dem Menschen schon in der Schöpfung eine Hilfe geben, die ihm entspricht (vgl. Gen 2,18). Der Mensch soll nicht alleine bleiben, ist als Gemeinschaftswesen ein auf Begegnung angelegtes und angewiesenes Wesen. Auch als alter (vielleicht dementer) Mensch bleibt er (er wird es nicht erst wieder) ein Abhängiger, ein Angewiesener, auf Liebe, Zuwendung und Ansprache; nichts Neues im Grunde: „Das

Du wird erst am Anderen zum Ich“ (Martin Buber). Menschen sind wir immer nur mit und im Anderen.

Die gemeinschaftliche Erinnerung der Gemeinde/der Kirche wird zum entscheidenden Indikator bzw. Paradigma, zu einer Verpflichtung, hinter die wir als Kirche nicht zurück können und dürfen. Die Erzählgemeinschaft wird zur *Conditio sine qua non* einer christlichen Gemeinde, mit allen Verstörungen, Überraschungen und der Vielfalt aller Möglichkeiten alles Menschlichen, aller getauften und gefirmten Glieder. Eine Begegnung ohne oder mit unverständlichen Worten (auch sog. herausforderndes Verhalten) ist deswegen noch lange nicht defizitär. Sie fordert uns auf, in den Dialog in die Erzählgemeinschaft zu treten, den erzählenden Part zu übernehmen, wo dem Gegenüber vielleicht die (uns?) „passenden“ Worte fehlen. Erzählen wird zu einem Grund-Akt des Glaubens. Eine wirkliche Begegnung lässt etwas erahnen, eröffnet uns den zweckfreien, tiefer sitzenden Blick auf den ganzen Menschen. Menschen mit Demenz sind (nicht nur) in der Erinnerungskultur der Kirche unsere würdigen Lehrmeister (P. Pullheim). – Bei mir ist (gerade) zu viel Kuddel-Muddel“, sagte mir Frau H., die ich wieder einmal zu Gebet und Gesang einladen wollte. Sie hat mir klar signalisiert, dass das gerade für sie nicht dran war, warum auch immer. Unsere Aufgabe ist, uns in der Begegnung um stetiges Erzählen, die Erinnerungen zu bemühen, selbst von den Menschen mit Demenz zu erzählen, gemeinsam gegen das Vergessen des Lebens zu kämpfen. Wir sind da in „guter Gesellschaft“: „Die Trösterin, der heilige Geist wird euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe“ – (Joh 14,26): „*Es gibt kein Mittel zwischen dir und anderen. Ich bin unmittelbar in der Begegnung. Ich bin nicht einzig: bloß in der Begegnung. Ob ich ein Gott, ein Narr oder ein Dummer. Ich bin geweiht, geheilt, gelöst in der Begegnung, ob ich das Gras oder die Gottheit treffe.*“¹²

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. den theologischen Ansatz bei Rolf Zerfass, z.B. ders., *Menschliche Seelsorge*, Freiburg 1991.
- ² Vgl. Verena Wetzstein, *Demenz – von einem dämonisierenden Blick hin zum Handeln einer sorgenden Gesellschaft*, in: *Lebendige Seelsorge* 1, 2015, S. 25.
- ³ Vgl. Tillmann Jens, *Demenz: Abschied von meinem Vater*. Gütersloh 2009.
- ⁴ Vgl. ebd..
- ⁵ Vgl. ebd. S. 23 f.
- ⁶ Vgl. Wetzstein, S. 23.
- ⁷ Vgl. Andreas Kruse, *Grenzgänge zwischen Verlusten und Ressourcen: Psychologie der Demenz*, in: *Lebendige Seelsorge* 1 (2015), S. 16 -21.
- ⁸ Vgl. die Theologie bei Paulus: u.a. Röm 8 und Eph 2.
- ⁹ Vgl. Peter Pulheim/Christine Schaumberger, *Bekehrung von Seelsorge und Theologie zu Menschen mit „Demenz“*, in: *ThPQ* 159 (2011) 137-145.
- ¹⁰ Hier ist die Theologie von Ulrich Bach von Relevanz: vgl. „Heilende Gemeinde“? – Versuch einen Trend zu korrigieren. Neukirchen 1988 *und* ders., *Kraft in leeren Händen. Die Bibel als Kursbuch*. Freiburg 1983.
- ¹¹ „Gratuité “ können wir in dem Zusammenhang aus Taizé lernen...
- ¹² Jakob Moreno Levy, *Einladung zu einer Begegnung*, in: *Daimon. Eine Monatsschrift*, 1918, 206f.

Bernhard Sill

Ganz unten!?

Der Lebensschatten des Scheiterns

*„Nirgends ist Gott dem Menschen fern,
auch im Scheitern nicht.“*

Eberhard Schockenhoff

Von Dichtung und Wahrheit

Scheitern – was ist das? Es ist das, was kein Mensch will und was es dennoch gibt. Wie er einmal fast gescheitert wäre, davon erzählte Prof. Dr. Gernot Michael Müller, Inhaber des Lehrstuhls für Klassische Philologie und Wirkungsgeschichte der Antike, in seiner Predigt, die er als ständiger Diakon im Semesterabschlussgottesdienst der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt am 19. Juli 2013 hielt.

„Ich erinnere mich noch gut“ – so seine Worte damals – „an einen Vorfall zu Beginn meines Auslandsemesters in Venedig ... Als ich mich dort als Studierender außerhalb des Erasmus-Programms, als der ich damals zum Studium in die Lagunenstadt gegangen bin, ganz normal an der Universität einschreiben wollte, wurde mir mitgeteilt, dass ich als ausländischer Student zuerst eine Aufenthaltsgenehmigung benötigte, bevor ich mich immatrikulieren könne. Nachdem ich einen ganzen Vormittag in einer Schlange auf dem Ausländeramt gewartet habe – es war ja noch die Zeit vor dem Schengen-Abkommen –, erhielt ich dort die Auskunft, dass ich erst eine gültige Immatrikulationsbescheinigung vorlegen müsse, bevor ich eine Aufenthaltsbescheinigung erhalten könne. Am nächsten Tag sprach ich wieder in der Studentenzentrale vor und berichtete von der Auskunft, die ich auf der Ausländerbehörde erhalten hatte, doch meine Ansprech-

partnerin beharrte auf ihrer Sichtweise, dass ich erst eine Aufenthaltsbescheinigung vorlegen müsse, bevor ich mich einschreiben könne. Der Fehler läge also bei der Ausländerbehörde oder ich hätte mich dort eben nicht richtig verständlich gemacht. Nachdem ich dort einen weiteren Vormittag verbracht und mich vergewissert hatte, dass man auch dort auf der mir schon bekannten Sichtweise verharrte, schilderte ich meine Erlebnisse einem Professor, welcher dann bewirkte, dass ich auch ohne Aufenthaltsgenehmigung immatrikuliert wurde. Auf den Erwerb einer Aufenthaltsgenehmigung habe ich dann verzichtet."

Da hat der junge Student gerade noch einmal Glück gehabt, dass die Sache gut ausgegangen ist und er so vor dem Scheitern seines Versuchs, im Rahmen seines Studiums ein Auslandssemester einzulegen, bewahrt blieb. Doch was bedeutet es, wenn jemand in einer vergleichbaren Situation einfach Pech hat? Die Geschichte eines solchen „Jemand“ erzählt der Schriftsteller Carl Zuckmayer (1896–1977) in seinem sich auf eine wahre Begebenheit beziehenden Drama „Der Hauptmann von Köpenick“ aus dem Jahre 1931, das den ironischen und überhaupt nicht irenischen Untertitel „Ein deutsches Märchen in drei Akten“ trägt.¹

Es ist die um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in Berlin spielende Geschichte des Schusters Wilhelm Voigt, der nach sechzehneinviertel Jahren Gefängnis wegen verschiedener Vergehen vergeblich versucht, wieder Tritt im Leben zu finden. Ursache für sein Scheitern sind die Mühen der Bürokratie. Denn bei seinem Bemühen, wieder Arbeit zu bekommen, wird ihm auf dem Amt erklärt, dass er dafür eine Arbeitsgenehmigung benötige, diese aber nur bekomme, wenn er eine Aufenthaltsgenehmigung vorweisen könne. Auf der dafür zuständigen Behörde wird ihm dann erklärt, dass er, um diese zu bekommen, eine Arbeitserlaubnis vorlegen müsse. In seiner Verzweiflung bricht er daraufhin

in das Potsdamer Polizeirevier ein, um sich einen Pass zu verschaffen, wird dabei jedoch geschnappt. Erneut wandert er für zehn Jahre ins Gefängnis. Nach seiner Freilassung geht die ganze Prozedur erneut los. Wieder bleibt es ihm versagt, eine Arbeitserlaubnis oder eine Aufenthaltserlaubnis zu erlangen.

Der Rest der Geschichte ist bekannt. Der so gescheiterte Wilhelm Voigt entschließt sich in seiner prekären Situation, bei einem Trödler eine gebrauchte Hauptmannsuniform zu erstehen, die ihn von dem Moment an, da er sie trägt, zu einer geachteten Person macht. Als er auf der Straße einem Wachkommando begegnet, unterstellt er sich dieses kurzerhand, besetzt das Rathaus von Köpenick, verhaftet den dortigen Bürgermeister und beschlagnahmt die Gemeindekasse. Doch sein eigentliches Ziel erreicht er nicht: endlich einen Pass zu erhalten; denn in dem von ihm besetzten Rathaus gibt es gar keine Passabteilung. Sichtlich enttäuscht entlässt er das Wachkommando und taucht unter, bis er sich einige Tage später der Polizei stellt.

Und die Moral von beiden Geschichten ist wohl die: Nicht jede Geschichte eines Scheiterns hat auch ein „happy end“.

Von einem großen Tabu

Scheitern – was ist das? Es scheint etwas zu sein, das den Weg aus der gesellschaftlichen Tabuisierung noch nicht (ganz) geschafft hat. „Das Scheitern ist das große moderne Tabu. Es gibt jede Menge populärer Sachbücher über den Weg zum Erfolg, aber kaum eines zum Umgang mit dem Scheitern.“² Diese Diagnose stellte im Jahre 1998 der US-amerikanische Soziologe Richard Sennett (* 1943), über deren damalige wie heutige Berechtigung sich sicher streiten lässt. Denn wo zwischen Tabuisierung und Enttabuisierung aktuell der Ort der Frage nach dem Scheitern liegt, ist keineswegs hinlänglich geklärt.³

Scheitern – was ist das? Es ist etwas, das alle, die es trifft, sich selbst zu einer großen Frage werden lässt. Wenn wir scheitern, haben wir selbst nicht nur diese oder jene Frage; wir selbst werden uns dann zu einer Frage. Denn dort, wo wir scheiternde oder gescheiterte Menschen sind, wird uns vieles, wenn nicht alles fraglich, was bislang fraglos schien. Scheitern stellt vieles, manchmal alles in Frage.

Wer sich als scheiternd bzw. als gescheitert erfährt, ist Fragesteller dem Leben gegenüber. Doch damit nicht genug. Nach und nach spürt ein Scheiternder bzw. Gescheiterter auch, dass das Leben Fragesteller ihm gegenüber ist. Lebensfragen sind eben stets beides: Fragen, die wir dem Leben stellen, und solche, die das Leben uns stellt. Viktor E. Frankl (1905-1997), der Begründer der Dritten Schule der Wiener Psychotherapie, hat dies wiederholt unmissverständlich betont. Der scheiternd bzw. gescheitert sich in Frage gestellt Wissende kann nicht umhin, „Stellung“ zu beziehen. Denn er muss sich fragen (lassen), wie er sich stellen will zu dem geschehenden bzw. geschehenen Scheitern, welche „Einstellung“ er dazu beziehen will. Gibt es da einen Halt, der den Scheiternden bzw. Gescheiterten eine buchstäblich lebensrettende Haltung einnehmen lässt, der das Annehmen des eigentlich Unannehmbaren und ein Umgehen mit dem Unumgehbaren ermöglicht?

Scheitern – was ist das? Es ist etwas, das viele Gesichter hat – so viele Gesichter wie die der Menschen, die scheitern. Da liegt es auf der Hand, doch einmal nachzuschauen, woran Menschen eigentlich scheitern, wenn sie scheitern. Scheitern sie – um es mit Theodor W. Adorno (1903-1969) zu sagen – daran, dass es eben kein richtiges Leben im falschen gibt? Scheitern sie an sich selbst? Wobei da dann die Frage noch die wäre, ob am mangelnden eigenen (guten) Wollen oder am mangelnden eigenen (guten) Können. Es mag ja sein, dass jemand es durchaus gut gewollt hat, doch dann eben – leider – nicht gut genug gekonnt hat.

Oder scheitern Menschen, weil sie es mit den Widrigkeiten schlechter Wirklichkeiten zu tun bekommen, weil sie Opfer wenig lebensdienlicher Strukturen sind, die sie Verlierer sein lassen, ohne dass sie die Chance haben, sich überhaupt dagegen wehren zu können? Und scheitern Menschen vielleicht oder bestimmt auch daran, dass sie da Pech gehabt haben, wo sie einfach einmal hätten Glück haben müssen? Und zu guter Letzt: Scheitern Menschen gar nicht so selten, weil es eben das gibt, was das klassische Griechentum als das Tragische erkannt und anerkannt hat?

Von der Gesellschaft der Sieger

Scheitern ist keine einfache Sache, und in einer Gesellschaft der Sieger, die das Prinzip des Gelingens zu einem letzten – alle übrigen Prinzipien überholenden und überragenden – Lebensprinzip erhoben hat, ist sie das erst recht nicht. Es lebt sich wahrlich nicht gut unter der Diktatur des Gelingens, das natürlich stets das perfekte ganzheitliche Gelingen sein muss. Scheitern ist da elementar vorprogrammiert. Denn wer bewegt sich nicht früher oder später unterhalb dessen, was das Prinzip Ganzheit gebietet, und erlebt so schmerzlich, wie totalitär Totalität werden kann? Ist demgegenüber „die gelungene Halbheit“ des Lebens, von der der frühere Hamburger Religionspädagoge Fulbert Steffensky (*1933) so gern spricht, nicht überhaupt keine verachtenswerte Sache?!⁴

Vielleicht begehen diejenigen, deren „Credo“ der Gottheit der Ganzheit gilt, den Lebenskunstfehler, dass sie tatsächlich der – erwiesenermaßen irrigen – Überzeugung sind, Gelingen lasse sich machen. Von philosophischer Seite hat bereits vor einigen Jahren weitsichtig Odo Marquard (1927-2015) die treffsichere Prognose gestellt, dass ein Wechsel dabei ist sich zu vollziehen, und zwar der vom Fatum, vom Schicksal, zum Faktum, zum Machsals.⁵ Es herrscht der Glaube, immer mehr machen

zu können und so die Wirklichkeit letztlich defatalisieren zu können – ein Glaube, dessen Zukunft die Zukunft einer Illusion sein dürfte. Leben ohne Widerfahrnis(se) gibt es ja einfach nicht. Scheitern ist eines dieser Widerfahrnisse. Dagegen lässt sich nichts unternehmen.

Die Faktizität des Scheiterns ist ein „*factum brutum*“. Jeder, der die Wucht des Scheiterns erfahren hat, weiß das. Selbster, der hart im Nehmen ist, wird bestätigen: Scheitern tut weh und lässt sich nicht so leicht verschmerzen. Wer scheitert bzw. gescheitert ist, versteht sich, die Welt und Gott nicht mehr und fragt sich Mal um Mal dann: Kann ich etwas *bestehen*, das ich nicht *verstehen* kann? Vielleicht wird sich so mancher auch schämen, versagt zu haben bzw. ein Versager zu sein. Erfahrungen des Scheiterns sind Erfahrungen des Sterbens gar nicht so unähnlich. Scheitern ist so etwas wie ein Tod bei Lebzeiten, der darum so schlimm ist, weil man diesen Tod überlebt und nach ihm noch weiterlebt. Wenn Menschen scheitern, zerbricht etwas, kriegt das Leben eine Bruchstelle, und da gibt es dann Scherben, die nicht unbedingt Glück bringen.

Vom Logos zum Mythos

Das Glück des menschlichen Lebens – so hat bereits der Dichter Gottfried von Strassburg (zweite Hälfte des 12. – Anfang des 13. Jahrhunderts) betont – ist als „gläsernes Glück“ eben ein zerbrechliches; da sollte sich keiner etwas vormachen (lassen). Glück und Unglück wohnen nahe beieinander, und solange das Leben, wie Peter Wust (1884–1940) sagt, „Ungewisheit und Wagnis“ ist, solange gibt es neben dem Moment der Rationalität darin eben auch das Moment der Irrationalität des Scheiterns, gilt doch gemäß der philosophischen Logik des Münsteraner Philosophen der Satz, dass die Summe des Lebens durch Vernunft dividiert niemals ohne Rest aufgeht.⁶

Wer den Weg vom Logos zum Mythos geht und dort nach einer Figur des Scheiterns sucht, wird vielleicht denken, Sisyphos als große mythische Figur des Scheiterns müsse einfach unglücklich sein, da seine Existenz eine bestrafte Existenz dadurch ist, dass es ihm verwehrt ist, den Stein jemals den Berg ganz hinaufzurollen. Doch muss Sisyphos wirklich unglücklich sein? Albert Camus (1913–1960) war dezidiert nicht dieser Ansicht. In seinem 1942 in Paris erschienen Essay „Le Mythe de Sisyphé“ schrieb er: „Jedes Gran dieses Steines, jeder Splitter dieses durchnächtigten Berges bedeutet allein für ihn eine ganze Welt. Der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen. Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.“⁷ Gibt es also eventuell auch glückliche Scheiternde? Oder scheitert jemand wie Sisyphos gar nicht? Auch das wäre unter Umständen eine denkbare Variante der Deutung dieses Mythos.

Dass Menschen da und dort einmal während ihres Lebens scheitern, ist trotz aller Härte für diejenigen, die es (be)trifft, vielleicht noch hinnehmbar. Doch was, wenn es nicht (mehr) nur um ein „Scheitern partial“ geht, vielmehr um ein „Scheitern total“? Was dann? Ist das dann das totale „Aus“, oder gibt es selbst da dann noch einen „Aus-Weg“ aus dem scheinbar unentrinnbaren Debakel, in das ein Menschenleben geraten ist? Kann da so nicht alles, so doch vieles wieder gut werden? Und wer könnte derjenige sein, der das erwirken könnte? Eine Frage, um die man nicht herumkommt, wenn man klären will, ob „gescheitert“ das letzte oder das vorletzte Wort ist, das vom Leben eines Menschen zu sagen ist.

Vom Trost der Worte

Ist es so, dass man mit der dunklen Lebensseite des Scheiterns „prinzipiell trostlos“⁸ leben muss – ohne den Trost der Philosophie, ohne den Trost der Religion, ohne welchen Trost auch immer? Oder ist auch

ein getrösteter Umgang mit dem Scheitern denkbar? Und wie könnte der aussehen?

Ein „billiger Trost“, der lediglich „vertröstet“, dürfte es wahrlich nicht sein. Es müsste ein Trost der Worte sein, der so gesendet wird, dass dieser selbst einen Menschen, der sich eingestehen zu müssen glaubt, sein ganzes Leben verpfuscht, verkorkst zu haben und damit auf ganzer Linie gescheitert zu sein, noch etwas zu sagen hätte.

Ein Mensch, der so über sich und sein nun bald zu Ende gehendes Leben denken zu müssen sich genötigt sieht, ist „Knulp“, der Held jener gleichnamigen Erzählung des Dichters Hermann Hesse (1877-1962), die drei Geschichten umfasst und im Jahre 1915 erschienen ist. Hermann Hesse zählte seine unter dem Titel „Knulp“ erschienene(n) Erzählung(en), wie er 1954 einmal schrieb, zu den paar wenigen seiner Sachen, die ihm „über alle Entwicklungen hinweg immer nah und lieb geblieben“⁹ seien.

Die dritte „Das Ende“ betitelte Erzählung beschreibt Knulps letzte Lebenszeit. Der alt gewordene Mann macht sich noch einmal auf, um vor seinem Tod ein letztes Mal seine Heimatstadt wiederzusehen. Dort sucht er dann, ehe er sich ins Spital begibt, die Stätten seiner Jugenderinnerungen auf. Und während in seinen Erinnerungen sein Leben an ihm noch einmal vorüberzieht, verirrt er sich schließlich völlig in einer bitteren Bilanzierung seines vermeintlich gescheiterten Lebens. Wochenlang noch geht der vom Tode gezeichnete Mann in der Nähe seiner Heimat umher, bis er beim ersten Schneefall des allmählich einbrechenden Winters endlich in einem visionären Gespräch mit Gott die Aussöhnung mit sich und seinem Leben erfährt. Der Dichter Hermann Hesse schildert das so:

„Es ist am Ende wahr“, gab Knulp nach einigem Schweigen halblaut zu. „Aber das ist alles früher gewesen, da war ich noch jung! Warum hab ich aus dem allen nicht

gelernt und bin kein rechter Mensch geworden? Es wäre noch Zeit gewesen.“

(...)

„Nun sei einmal zufrieden“, mahnte Gott, „was soll das Klagen nützen? Kannst du wirklich nicht sehen, dass alles gut und richtig zugegangen ist und dass nichts hätte anders sein dürfen? Ja, möchtest du denn jetzt ein Herr oder ein Handwerksmeister sein und Frau und Kinder haben und am Abend das Wochenblatt lesen? Würdest du nicht sofort wieder davonlaufen und im Wald bei den Füchsen schlafen und Vogel-fallen stellen und Eidechsen zähmen?“

Wieder fing Knulp zu gehen an, er schwankte vor Müdigkeit und spürte doch nichts davon. Es war ihm viel wohler zumute geworden, und er nickte dankbar zu allem, was Gott ihm sagte.

„Sieh“, sprach Gott, „ich habe dich nicht anders brauchen können, als wie du bist. In meinem Namen bist du gewandert und hast den sesshaften Leuten immer wieder ein wenig Heimweh nach Freiheit mitbringen müssen. In meinem Namen hast du Dummheiten gemacht und dich verspotten lassen; ich selber bin in dir verspottet und bin in dir geliebt worden. Du bist ja mein Kind und mein Bruder und ein Stück von mir, und du hast nichts gekostet und nichts gelitten, was ich nicht mit dir erlebt habe.“

„Ja“, sagte Knulp und nickte schwer mit dem Kopf. „Ja, es ist so, ich habe es eigentlich immer gewusst.“

(...)

„Also ist nichts mehr zu klagen?“ fragte Gottes Stimme.

„Nichts mehr“, nickte Knulp und lachte schüchtern.

„Und alles ist gut? Alles ist, wie es sein soll?“

„Ja“, nickte er, „es ist alles, wie es sein soll.“¹⁰

Die Frage, die sich wohl oder übel jedem, der aus seiner eigenen Sicht der Dinge sich und sein Leben als gescheitert zu betrachten gelernt hat, dann unweigerlich aufdrängt, ist die Frage: Wie stehe ich jetzt da mit meinem Leben? Was ist jetzt, wenn

alles danach aussieht, das eigene Leben sei vertan, versäumt, verpfuscht, verkorkst worden? Was ist jetzt, wenn sich das Gefühl einstellt, so gut wie alles falsch gemacht zu haben, ja ein falsches Leben geführt zu haben?

Bei dem Landstreicher Knulp ist es so – und wem dürfte es in vergleichbarer Lebenslage nicht wie ihm ergehen?! –, dass sich ihm unweigerlich solche Fragen stellen. Und beantwortet werden ihm seine Fragen durch Gott auf eine für ihn selbst überraschende Weise.

Gott lässt ihn wissen: Gerade auch durch das, was Du, Knulp, für (D)ein vertanes, versäumtes, verpfuschtes und verkorkstes Leben hältst, habe ich der Welt etwas – Entscheidendes – sagen können – und das konnte ich der Welt eben nur durch Dich sagen. Dein Leben, so wie es war, war gut (genug) dafür, die „sesshaften Leuten immer wieder ein wenig Heimweh nach Freiheit“ spüren zu lassen, wenn sie Dir begegneten. Du als Wanderer von Ort zu Ort hast die Menschen immer wieder wissen lassen, dass sie eigentlich selbst auch Wanderer sind „der ewigen Heimat zu“ (Georg Thurmair). Was Du, Knulp, für die krummen Zeilen Deines Lebens hältst, sind Zeilen, auf denen ich gerade das Wort geschrieben habe, das durch Dich und Dein Leben der Welt gesagt sein sollte. Gerade als den, der Du geworden und gewesen bist, habe ich Dich brauchen können.

Es ist keine kleine Nebensächlichkeit des Textes, dass Hermann Hesse eben Gott das alles sprechen lässt, denn damit ist ja gesagt: Das letzte Wort über uns selbst und unser Leben steht Gott zu. Und da mag es durchaus wie bei Knulp dann eben doch so sein, dass Gott die Dinge „totaliter aliter“ sieht als der betreffende einzelne Mensch. Wir tun daher gut daran, wie Knulp zu guter Letzt darin einzuwilligen, das Urteil über uns und das Leben, das wir geführt haben, nicht selbst fällen zu wollen. In den Augen Gottes sind wir die, die wir (nun einmal)

sind. Wir müssen da nichts schönreden und wir müssen auch nichts schlechtreden.

Ganz im Gegenteil! Ich darf mir gesagt sein lassen, „dass Gott mein Leben, so gering und gescheitert es mir auch vorkommen mag, liebt und für unendlich kostbar hält“¹¹. Von einer solchen Hoffnung kann ich leben.

Anmerkungen:

- ¹ ZUCKMAYER, CARL: Der Hauptmann von Köpenick. Ein deutsches Märchen in drei Akten. Frankfurt am Main 702002.
- ² SENNETT, RICHARD: The Corrosion of Character, New York 1998, dt.: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Aus dem Amerikanischen von Martin Richter. Berlin 62009, 159.
- ³ Eine Diskussion darüber, ob die „Eventisierung“ des Bekenntnisses zum Scheitern auf sog. „Fuckup-Parties“ (<https://www.gruenderszene.de/allgemein/fuckup-night-berlin>). als gelungener Weg der Enttabuisierung betrachtet werden kann, würde den Rahmen dieses Beitrags sprengen.
- ⁴ STEFFENSKY, FULBERT: Nachtgedanken eines alten Menschen, in: DERS.: Schwarzbrot-Spiritualität. Stuttgart 2005, 215-234, 225.
- ⁵ Vgl. MARQUARD, ODO: Ende des Schicksals? Einige Bemerkungen über die Unvermeidlichkeit des Unverfügbaren, in: DERS.: Abschied vom Prinzipiellen. Philosophische Studien. Stuttgart 1981, 67-90.
- ⁶ Vgl. WUST, PETER: Ungewissheit und Wagnis. München 71962, 17.
- ⁷ CAMUS, ALBERT: Le Mythe de Sisyphe, Paris 1942; dt.: Der Mythos von Sisyphos. Ein Versuch über das Absurde. Mit einem kommentierenden Essay von Liselotte Richter (rowohlts deutsche enzyklopädie). Reinbek bei Hamburg 1975, 101.
- ⁸ HABERMAS, JÜRGEN: Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus (edition suhrkamp 623). Frankfurt am Main 1973, 165.
- ⁹ So HERMANN HESSE in einem Brief an ERNST MORGENTHALER vom Januar 1954. Siehe: UNSELD, SIEGFRIED: Hermann Hesse. Eine Werkgeschichte (suhrkamp taschenbuch143). Frankfurt am Main 31977, 44.
- ¹⁰ HESSE, HERMANN: Knulp. Drei Geschichten aus dem Leben Knulps, in: DERS.: Gesammelte Werke in zwölf Bänden (werkausgabe edition suhrkamp). Frankfurt am Main 1970: Band 4. 435-525, 524f.
- ¹¹ SCHALLENBERG, PETER: Scheitern, Schuld und Vergebung. Eine moraltheologische Spurensuche, in: Herder Korrespondenz 70 (2016) Heft 9, 43-46, 44.

Leserbrief

Zu Andreas Heek: Gender Praxis (Heft 1/2018, S. 14–20)

Andreas Heek hat auf ein Thema aufmerksam gemacht, dem Theologie, Lehramt und Pastoral nicht mehr ausweichen können. Dabei bezieht er sich auf die auch innerhalb der feministischen Szene durchaus umstrittene amerikanische Philosophin Judith Butler.

Mein aus Raumgründen knapp gehaltener Widerspruch ergibt sich aus mehreren Gesichtspunkten:

1. Philosophisch: Es ist m.E. noch nicht ausgemacht, dass die nunmehr bis in die Theologie verbreiteten Gender Studies dem Anspruch der Wissenschaftlichkeit dauerhaft Stand halten werden können. Es dient nicht dem Diskurs, wenn interessierte Kreise versuchen, durch „Begriffsbesetzung“ (z.B. „Ehe für alle“) die gesellschaftliche Deutungshoheit zu erlangen. Letztlich geht es m.E. um die Auseinandersetzung zwischen Realismus (die Welt ist, wie sie ist, und wir müssen sie zu erkennen versuchen; so auch die katholische Lehre) und Konstruktivismus (die Welt ist vor allem ein Resultat unserer Wahrnehmung/Konstruktion).
2. Schöpfungstheologisch: Die große biblische Ouvertüre hebt an mit der Erschaffung des Menschen „als Mann und Frau“ (Gen 1,27). Eine zeitlich anmutende Reihenfolge, wie von Heek insinuiert (erst der Mensch, dann Mann und Frau), ist dabei nicht wirklich erkennbar, sondern vielmehr eine Differenzierung von vornherein. Ähnlich gilt dies übrigens auch für die Tierwelt (die Tiere gehen paarweise in die Arche Noachs; Gen 7,2f.).
3. Ekklesiologisch: Im AT wie im NT offenbart sich Gott (bzw. Jesus Christus) als

der „Bräutigam“, der um seine „Braut“ Israel bzw. die Kirche wirbt und mit ihr einen heiligen Bund eingeht. Hier ließen sich zahlreiche, gewiss auch durch den kulturellen Kontext geprägte, Textstellen aufzählen.

4. Die kirchliche Ehelehre: Das II. Vatikanische Konzil betont eine bundestheologische Sicht der Ehe (GS 48 und LG 11), nach der das Sakrament durch das gegenseitige Ja-Wort von Braut und Bräutigam zustande kommt; anders die Sicht der orthodoxen Kirche, wo der Segen des Priesters entscheidend ist.

Die in den westlichen Industrieländern an Popularität gewinnende Gender-Theorie befördert m.E. die Entwicklung zum „eindimensionalen Menschen“ (frei nach H. Marcuse). Dabei gibt es durchaus eine gedankliche Alternative, die eine Unterscheidung ohne Diskriminierung möglich macht:

Asymmetrisch-komplementäre Polarität der Geschlechter

Diese etwa von Ivan Illich („Genus“, 1983) vertretene Begrifflichkeit ist m.E. besser in der Lage, der Komplexität der Beziehungen zwischen den Geschlechtern ebenso Rechnung zu tragen wie der christlichen Lehre von der Beziehung Gottes zu den Menschen (zur Schöpfung, zur Kirche), ohne Unterschiede aufzuheben. Asymmetrie muss dabei kein Machtgefälle darstellen; Komplementarität ergänzt Stärken wie Schwächen des je anderen; Polarität sieht die Gegensätzlichkeit, ohne sie zur unüberwindbaren Dualität zweier Prinzipien zu erheben. Zwischen den beiden Polen „männlich“ und „weiblich“ gibt es viel Zwischenraum für eine wertschätzende, nicht diskriminierende Pastoral. Gottes Bund mit Noach im Zeichen des Regenbogens (Gen 9,13) ist dafür ein wunderbares Bild.

Pfr. Reiner Nieswandt, Hilden und Haan

Literaturdienst

Jens Ehebrecth-Zumsande: Generationenverbindende Kommunionkatechese. Anregungen und Bausteine. Ostfildern 2017, 182 Seiten, ISBN: 978-3796617157.

Mit dem Titel „generationenverbindende Kommunionkatechese“ hat Jens Ehebrecth-Zumsande ein äußerst lesenswertes Buch auf den Markt gebracht.

Im ersten Teil, „Katechese weiter denken“, nimmt er die gegenwärtigen Schwierigkeiten der Kommunionkatechese in den Blick. Dabei kommt aber auch das, was gelingt, zur Sprache. Vor allem aber zeigt er auf, in welche Richtung sich die Erstkommunionkatechese entwickeln sollte, damit sie in Zukunft für Menschen „das Geheimnis des Glaubens bewohnbar machen“ kann (41). Der Anspruch ist also hoch. Aber gerade das finde ich an dem Buch sehr sympathisch. Es ist nicht nur eine Sammlung von möglicherweise passenden Methoden, sondern hinterfragt sehr offen, worum es in der Katechese heute grundsätzlich gehen kann, um erst aus diesen Überlegungen heraus nach praktischen Schritten zu suchen. Viel zu häufig probieren wir in katechetischen Bemühungen unterschiedliche Schritte aus, ohne das eigentliche Ziel des Unternehmens für uns klar im Blick zu haben. Damit wird dann auch deutlich, in wie fern ich die praktischen Vorschläge des zweiten Teils in dem konkreten Kontext der Katechese bei mir vor Ort anwenden kann oder aber auch übertragen muss.

Eine zentrale Fragestellung für die Erstkommunionvorbereitung bleibt die Frage, wohin denn das Sakrament der Eucharistie als ein Sakrament der Eingliederung die Menschen eingliedert (14)? Diese Frage macht deutlich, wie wenig wir die zukünftige Gestalt von Kirche kennen. Was uns vertraut ist, ist die zu Ende gehende Gestalt der Volkskirche. Sich von katechetischen Formen zu verabschieden, die unter anderen Bedingungen früher sinnvoll waren, scheint aber heute angebracht. Was ja nicht heißt, dass diese Formen ihre Berechtigung hatten (15). Aber jetzt ist mutiger Aufbruch angesagt, wie es Papst Franziskus formuliert (16). Diese Aufbruchsprozesse betreffen nicht nur die Kommunionkatechese, sondern die Pastoral insgesamt. Für die Kommunionkatechese, die sich von einer jahrgangswisen zu einer lebensbegleitenden entwickeln sollte, benennt Ehebrecth-Zumsande fünf

Merkmale: evangeliumsgemäße Haltung, biografiebegleitende Perspektive, Differenzierung der Wege und Angebote, mystagogische Ausrichtung und generationsverbindende Praxis (17 und das ganze Kapitel 3). Durch die Lösung von der Perspektive allein auf Kinder eines bestimmten Jahrgangs eröffnen sich für die Katechese ganz neue Perspektiven für Erwachsene. Katechese ist dann eher ein Prozess, den Jens Ehebrecth-Zumsande so beschreibt: „ICH lasse in einem WIR andere daran teilhaben, wie GOTT mir zu einem DU geworden ist“ (33). Auch aus meiner Sicht scheint diese zeugnishaft Dimension der Katechese derzeit besonders wichtig zu sein. Wenn es um konkrete Glaubenserfahrungen einzelner geht, ist klar, dass diese sehr unterschiedlich sind und auch eine unterschiedliche Nähe zur Feier der Eucharistie und zur kirchlichen Gemeinschaft zum Ausdruck bringen. Gleichzeitig sagt dies aber nichts zu der Nähe Christi zu den Menschen aus (37). Eine intergenerationelle Katechese kann vor allem helfen, auch von den anderen Generationen für den eigenen Glauben etwas zu lernen (45).

Im 5. Kapitel „Von der Haltung zur Handlung – Wie eine geweitete Katechese konkret wird“ werden notwendige Entwicklungsschritte im Selbstverständnis und der Haltung der Beteiligten beschrieben.

Der umfangreichere zweite Teil enthält eine ganze Reihe unterschiedlicher Bausteine für praktische Umsetzungen des zuvor Reflektierten. Die Bausteine sind gedacht für unterschiedliche Zielgruppen wie Kinder, Familien, Jugendliche und Erwachsene. Sie beinhalten jeweils Angaben zu Zielgruppe, Anlass, Zeitrahmen, Ziele, Hinführung, Vorbereitung und Material, Vorbereitung des Raumes, organisatorische Hinweise sowie jeweils einen zeitlich strukturierten Ablauf.

Natürlich kann man das Buch nehmen und die gut gestalteten Gottesdienstbausteine als Gerüst für neue Formate verwenden. Aber besser wäre es, wenn Katechetenden sich mit den „Themen und Inhalten der Eucharistie“ befassen würden und „von der Haltung zur Handlung“ ihre Katechese weiter entwickelten. Sehr anregend kann das Buch auch für Pastoralteams sein, sich mit der Situationsanalyse und den „Merkmale einer veränderten Katechesepraxis“ gemeinsam auseinanderzusetzen und dann ihr pastorales Handeln vor Ort vor diesem Hintergrund in der ganzen Breite neu zu überdenken. In diesem Sinn wünsche ich dem Buch eine breite Leserschaft!

Nicolaus Klimek

Effata

nicht
die augen,
nicht
die ohren

dich öffne

du wirst
sehen,
hören
und –
staunen

*aus: Werner Kallen,
Unter abgeräumtem Himmel. Gedichte
© Echter Verlag Würzburg 2017, S. 13.*

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E